

Biblioteka  
U.M.K.  
Toruń

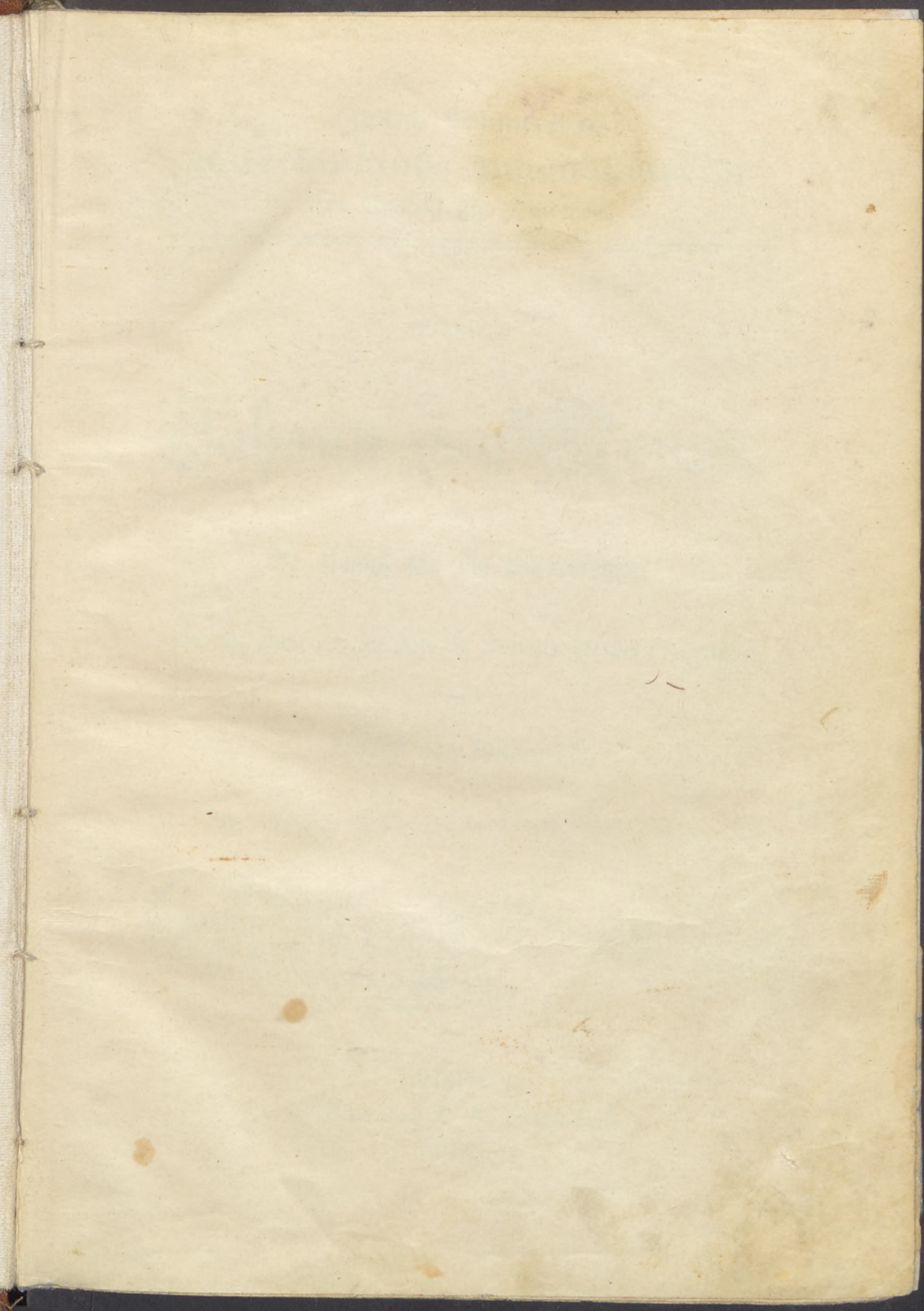
217228

II

*Obertertia*

182

SCHÜLER-  
BIBLIOTHEK DER  
HERZOG ALBRECHTS-SCHULE  
IN RASTENBURG.





220512

Julius Lohmeyer's  
Vaterländische Jugendbücherei  
für Knaben und Mädchen.

Band I.

# Johann von Reins.

der Kampf um die Marienburg.

Eine Geschichte aus der Zeit des deutschen Ordens in Preußen

von

Johann von Wildenradt

Mit zahlreichen Abbildungen von Woldemar Friedrich

SCHÜLER-  
BIBLIOTHEK DER  
HERZOG ALBRECHTS-SCHULE  
IN RASTENBURG.



*Ott. a. 1892*



München

Verlag von J. F. Lehmann

1899.

UNIVERSITÄT  
BIBLIOTHEK DER  
PHYSIK

181

277.228

BIBLIOTHEKA  
M TORONTO  
UNIVERSITATIS



I.

Im Speisesaal der Marienburg, dem Konventsremter, saßen an einem Sommerabend des Jahres 1407 die Ritter des deutschen Ordens beim Mahle. Die Tafeln waren mit kostbaren Geräthen bedeckt und es mangelte nicht an auserlesenen Speisen und Getränken; aber die heitere und angeregte Stimmung, die sonst während der gemeinsamen Mahlzeiten zu herrschen pflegte, wollte sich heute nicht einstellen.

Schwere Sorge bedrückte die Brüder, denn ihr Haupt, der friedliebende Hochmeister Konrad von Jungingen, siechte an einer unheilbaren Krankheit dahin. Er, der im Gegensatz zu manchem seiner Vorgänger das Heil des Ordens mehr in einer Verbesserung der Ordensgesetze und Sicherung des Handels, als in kriegerischen Streifzügen gegen Polen und Litthauer gesucht und dennoch durch kluge Unterhandlungen das Gebiet des Ordens um große Landstriche vermehrt hatte, — er stand am Ziel seiner Tage.

Umsonst bemühten sich die heilkundigen Brüder des Ordens um das von den Meisten so hochverehrte Haupt des Staates; sein Ableben war stündlich zu befürchten und schon drängte sich die Frage nach seinem Nachfolger den leitenden Männern auf. Unter

ihnen war mehr als Einer, der sich für stark und begabt genug halten mochte, das Regiment des Ordens glorreich weiterzuführen; aber Keiner gab im Gespräch mit seinem Nachbarn den Wünschen und Hoffnungen der eigenen Brust Ausdruck. Das unabwendbare Schicksal des Hochmeisters schien zunächst alle Gemüther mit Trauer zu erfüllen und mit gedämpfter Stimme flüsterte man sich die Nachrichten zu, die aus seinem Gemach zu den beim Mahle Versammelten drangen.

Noch waren die letzten Speisen nicht abgetragen, als sich die Thür, die in den Konventsremter führte, von außen öffnete und Konrad von Jungingen, der Schwerkranke, in ihrem Rahmen sichtbar wurde. Auf die beiden ihm im Range Nächststehenden, den Großcomthur und den Ordensmarschall gestützt, ließ er sich langsam bis zu dem für ihn bestimmten Sessel geleiten. Als er dort Platz genommen und kurze Zeit gerastet hatte, weilten seine milden Blicke mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes auf den voll Staunen und Ehrfurcht zu ihm hinschauenden Brüdern. Dann deutete er durch eine Handbewegung an, daß er zu ihnen reden wolle.

Tiefe Stille herrschte im weiten Saal, als der Hochmeister nun begann:

„Ich fühle, daß meine Tage nach dem Rathschluß des Höchsten gezählt sind. So vergönnt mir, meine Brüder, noch einmal unter euch zu sitzen, noch einmal zu euch zu sprechen, wie ich es früher so oft gethan. Was ich euch aber zu sagen habe, nehmt es willig und ohne Groll hin als die Mahnung eines Sterbenden, dem jeder Haß fremd ist und dessen Herz nur noch die Liebe zu euch, die Sorge um euer Wohlergehen bewegt!“

Einen Augenblick schloß der Kranke die Augen, als ob er den Blick prüfend in das eigene Innere lenkte; bald darauf öffnete er sie wieder und fuhr, das Haupt höher hebend, fort:

„Ihr kennt das Ziel, das ich verfolgte, und die Mittel, deren ich mich zum Heil unseres Ordensstaates bedient habe. Hoch schätzte auch ich die Macht der deutschen Waffen, die eine tapfere Hand in gerechtem Streite schwingt; aber höheren Ruhm suchte ich in dem Bemühen, auf unblutigem Wege die Ehre und den Besitz des Ordens zu mehren. Ich weiß, daß nicht alle unter euch gleich



mir gesonnen sind, — ich weiß, daß es Manchen gelüftet, den friedlichen Tagen kämpfereiche folgen zu lassen. Und doch gewann ich euch ohne Schwertstreich von Sigismund, dem Könige der Ungarn, die ganze Neumark, und von Witowd, dem Großfürsten, das Land Samaiten.“

Wieder mußte der Kranke sich Rast gönnen. An sein Gehör drang das unterdrückte Murren Jener, die anderen Sinnes waren, als der Hochmeister; nur der feierliche Ernst der nahen Todesstunde hielt den lauten Widerspruch zurück.

Konrad aber richtete sich mit einem letzten Kraftaufwand in seinem Sessel empor und sprach zu den Versammelten:

„Was murret ihr wider mich, meine Brüder? — Ein dem Grabe Geweihter wird eure Arme nicht lähmen, wenn ihr sie zum Schlage gegen die Feinde erhebt. Nur bitten kann er euch, die nach Kämpfen Lüfternen, wie er die Friedfertigen bittet: Eint der deutschen Tapferkeit die deutsche Weisheit! Sucht das Heil des Ordens künftig mehr in klugen Verträgen, als in blutigem Ringen! Mächtige Gegner sinnen auf euer Verderben und in unserer eigenen Mitte regt sich die Schlange der Zwietracht. Vor beiden seid auf der Hut! Und wenn ihr morgen über meinem Sarge den neuen Hochmeister küren solltet, so wählt nicht den Mann, dem das Schwert in der Scheide so locker sitzt, wie im Munde die Zunge. Theuer ist mir mein Bruder Ulrich — theurer das Wohl unseres Staates. Darum lenkt eure Blicke von Ulrich ab, lenkt sie auf Jenen, der des Schwertes ebenso mächtig wie Ulrich, aber im Rathe weiser und dem Frieden geneigter ist, — lenkt sie auf Heinrich —.“

Er sollte nicht vollenden; schwerer war sein Athem geworden, mühevoller hatten sich die Worte seiner Brust entrunnen. Nun brach er plötzlich ab, die Rechte fuhr nach dem Herzen und mit einem letzten Seufzer sank Konrad von Jungingen entseelt auf seinem Sitz zusammen.

Rasch eilten die unter den Brüdern befindlichen Aerzte herbei; aber sie hielten einen Leblosen in ihren Armen. Tief bewegt schloß der Großcomthur dem Entschlafenen die Augen, dann ließ er sich auf die Knie nieder; ihm thaten es die Andern ohne Ausnahme nach und die Lippen Aller sprachen leise ein frommes Gebet für

das Seelenheil Konrads. Zu gleicher Zeit begann auf dem Thurm der Marienkirche die große Glocke das feierliche Todtengeläute, der ganzen Burg und Stadt verkündend, daß der Gewaltigste unter den „Gebietigern“ des Ordens zur ewigen Ruhe eingegangen war. —

Die sterblichen Ueberreste Konrads standen, der Beisetzung harrend, noch im Chor der Marienkirche aufgebahrt; aber schon beschäftigte der Gedanke an die Wahl eines neuen Hochmeisters die Gesammtheit der Ordensritterschaft. Auf einen Würdigen mit Namen Heinrich hatte der Sterbende hingewiesen; allein es gab der Heinriche viele unter den Edlen und hohen Beamten des Ordens. Wie war es möglich, unter den Vielen den Einen herauszufinden, den Konrad gemeint hatte!

Während ein Theil der Ritter sich ehrlich besann, welcher Heinrich die Eigenschaften besitze, die zur Bekleidung des hohen und verantwortungsvollen Amtes unentbehrlich waren, hatte ein anderer, größerer Theil schon seinen Entschluß gefaßt. Es waren vorwiegend die jüngeren Elemente des Ordens, die, der langen Friedenszeit überdrüssig, der heiße Wunsch nach kriegerischen Thaten erfüllte. Die glänzenden Heerzüge in die Länder der heidnischen Nachbarn, die ruhmreichen Eroberungen der Vorfahren schienen zur Nachahmung förmlich aufzufordern. So kam es nur darauf an, einen Mann an die Spitze des Staates zu berufen, der jung und kriegsfreudig, den Thatenlustigen ein Führer im Kampf, den allzu Besonnenen ein Ansporn zu kühnem Wagen sein konnte!

Erwägungen solcher Art gingen auch im Kreise Derjenigen herum, welche die Todtenwache am Sarkophage des Entschlafenen hielten. Bei dem flackernden Lichte zahlreicher Wachskerzen saßen die Meisten, Psalmen singend, in der Nähe des Aufgebahrten. Abseits von den Brüdern, zwischen einigen Pfeilern, bis zu welchen der Schein der Lichter nur matt drang, standen zwei Jünglinge, die das feierliche Aufnahmsgelübde noch nicht abgelegt hatten, sich aber dennoch Wichtiges sagen zu haben schienen. Es waren Adalbert von Hohenstein und Leopold von Kockeritz, beide edlem Geschlechte entsprungen und voll feurigen Verlangens, sich im Dienste des Ordens unsterblichen Ruhm zu erwerben.

„Morgen wird der Hochmeister bestattet und ein neuer gewählt,“ — begann Kockeritz. — „Wollte Gott, daß die gebietenden Herren ihre Augen auf den Rechten lenken!“

„Und wen hältst Du für den Rechten?“ fragte Hohenstein zurück.

„Wen?“ —

Der Mund des Ersteren näherte sich dem Ohr des Freundes und die Stimme dämpfend antwortete er:

„Ich ehrte den Toeten, so lang er unter den Lebenden weilte; nun aber trotz ich seinem Wunsch. Und wenn ich selbst mitwählen dürfte, sollte nach meinem Willen kein anderer als Ulrich, den der eigene Bruder unbrüderlich verwarf, den erledigten Hochmeisterstiz besteigen.“

„Ulrich von Jungingen? — Er ist voll Ungefüg und Leidenschaft, er würde uns Arbeit und Unruhe vollauf bringen!“

„Er bringt uns, was uns vor Allem Noth thut, wenn die Besten von uns ihr Leben hier nicht in Schlemmerei und Müßiggang vergeuden sollen. Darum heiße ich ihn willkommen! Und wenn er uns morgen weit von hier zu Kampf und Drangsal führt, so will ich mich freudig in Kampf und Drangsal stürzen!“

„Drangsal könntest Du auch hier finden“, — warf Hohenstein ein. „Gedenk der heiligen Gebote unseres Ordens, geh' in die Spitäler, wo die Siechen und mit schweren Gebrechen Behafteten in ihren Qualen stöhnen. Ihnen widme Dein Mitgefühl und Deine Sorgfalt; — und Du erwirbst Dir kein geringeres Verdienst, als auf dem Schlachtfelde!“

Doch unmutig schüttelte Kockeritz das Haupt.

„Wohl kenne ich die Ordensregeln; aber nicht Jeder taugt zum Samariter, so wenig wie Jeder zum Kriegshelden. Deshalb setze ich mein Hoffen auf Ulrich, den Streitbaren, unter dessen Führung ich Ruhm gewinnen oder sterben will. Ich möchte sie wieder aufleben sehen, jene herrliche Zeit, als die Ritter auszogen, um mit Kreuz und Schwert den Heiden das Evangelium zu predigen, feste Burgen zu erbauen und blühende Städte zu gründen — jene Tage eines Hermann Balk, dem sich Fürsten und Könige gesellten, der ein Achilles an Tapferkeit, ein Ulyßes an Klugheit war — jene

Tage eines Poppo von Osterna, der ganz Samland dem Orden unterwarf. Ein Führer möchte ich in künftigen Zeiten selbst werden, meinen Brüdern den Wegweisend zu großen und gewaltigen Thaten, wie sie Hermann von Salza, unser erster und größter Hochmeister, kühnen Sinnes und weitblickenden Auges entwarf. Das dünkt mir größer und herrlicher, denn Sieche pflegen und mit Bresthaften klagen!"

Da faßte Hohenstein die Hand des Freundes.

„Laß uns wegen der Dinge, die da kommen sollen, nicht in Zwist gerathen. Jeder von uns erfülle seine Pflichten, so gut er es vermag. Auch ich werde den Kampf nicht scheuen, wenn wieder Kampf unsere Lösung ist!"

„Nichts Anderes habe ich von Dir erwartet!" entgegnete Köckeritz.

„Doch nun sag', wie verließest Du die Deinen, ehe Du von Kulm herrittest? — Noch hast Du mir von ihnen Nichts erzählt!"

Ueber die freundlichen Züge Hohensteins glitt ein sonniger Schein:

„Frau Waltraut, meine Mutter, ist wohlauf, und aus Maria, meiner Schwester, ein großes und schönes Jungfräulein geworden!"

„Sie war noch ein halbes Kind, als ich sie zum letzten Male sah. Denkt sie des wilden Leopold noch?"

„Sie denkt Deiner und hofft, Du werdest, wenn Dich Deine Pfade einmal gen Kulm führen, nicht ohne Gruß an ihrem Fensterlein vorübergehen!"

„Ich wäre ihrer Freundschaft unwerth, wenn ich es je vermöchte", — erwiderte Köckeritz. „Hat sie mich doch wie eine Schwester gepflegt, als ich damals den Sturz vom Pferde that."

„Sie hofft ferner, Du werdest Urlaub nehmen und mit mir gen Kulm reiten, wenn sie dort mit dem Ritter Johann von Kenys die Ehe schließt!"

Mit einem Ausdruck des Befremdens sah Köckeritz plötzlich in das Antlitz Hohensteins und langsamer, als zuvor, kamen von seinen Lippen die Worte:

„So gedenkt Deine Schwester sich zu vermählen, — und bald?"

„Der Tag ist noch nicht bestimmt. Aber Herr von Kenys hat die Zusage unserer Mutter und wünscht nicht mehr lange im ledigen Stande zu verharren."

Höckeritz antwortete darauf Nichts. Und als sich nun eine andere Brüderschaar zur Todtenwache einstellte, verließ er mit dem Freunde schweigend den geweihten Raum.

II.

Frau Waltraut bewohnte mit ihrer Tochter Maria seit dem Tode des Eheherrn und Vaters ein ansehnliches Haus in der Stadt Kulm. Um Marias willen hatte sie den einsam gewordenen Edelsitz verlassen und einem ihr treu ergebenen Vogte die Verwaltung übertragen. Die aufblühende Stadt bot Frau Waltraut willkommene Gelegenheit, der jugendlichen Tochter jugendliche Genossinnen zuzuführen und das Wissen und Können Marias zu erweitern. In den dortigen Patrizierfamilien hatte die anmuthige Schwester Adalberts von Hohenstein aber auch den Mann kennen gelernt, der es verstand, ihre Neigung zu gewinnen, und nun gesonnen war, sie als sein Eheweib zum Altare zu führen.

Johann von Kenys war eine stattlich-vornehme Erscheinung. In den Wissenschaften so wohlverfahren wie im ritterlichen Waffenh Handwerk, unterschied er sich von vielen seines Gleichen durch den hohen Ernst, der ihm eigen war; und gerade dieser Ernst war es gewesen, der Maria so stark zu ihm hingezogen hatte. War sie selbst doch eine auf das Innere gerichtete, beschauliche Natur, die sich durch äußeren Schimmer nicht blenden ließ und stets auf den Kern der Dinge sah, — eine Eigenschaft, die sie mit ihrem allzu früh verstorbenen Vater theilte. Und wie sie regen Sinnes an den ernstesten Gesprächen ihres Bräutigams und seiner Freunde theilnahm, so verschmähte sie auch nicht die häusliche Arbeit. Gerne saß sie am Spinnrocken oder Stückerahmen, während Frau Waltraut sich mit Herrn Johann über die Zukunft unterhielt und daran dachte, wie sich das Loos ihrer Kinder am freundlichsten gestalten lasse.

So weilten sie auch einige Monate nach dem Tode Konrads von Jungingen beieinander. Der herbstliche Tag neigte sich dem Untergange zu und schräg fielen die Strahlen der sinkenden Sonne durch das Fenster des Erkers, in welchem die Drei sich aufhielten. Wie so oft, bewegte sich das Gespräch auch diesmal wieder um

die Zustände im Ordensstaate, von dem das Kulmer Land einen Theil bildete. Die Unterredung war umso lebhafter, da Adalbert von Hohenstein der Mutter unlängst erst ein Schreiben gesandt hatte, in welchem er ihr mittheilte, daß er mit Leopold von Köckeritz und vielen Andern das Ordensgelübde abgelegt und sich zeitlebens dem Dienste des Ordens geweiht habe. Der frommen Mutter schien dieser Schritt des geliebten Sohnes ein so hochherziger, daß sie ihre Einwilligung und ihren Segen dazu gern gegeben hatte. Auch Maria stimmte dem Entschlusse des Bruders bei und nur Johann von Kenys war nicht ganz damit einverstanden.

„Wollet mich nicht falsch verstehen, — wandte er sich nun an Frau Waltraut, — „wenn ich Eure Begeisterung nicht ganz theile. Allein es steht um den Orden nicht mehr wie früher; er ist von seiner stolzen und berechtigten Höhe herabgesunken. Nicht die Heiden bekämpft er noch und seine Ritter halten die alten Satzungen nicht heilig und unantastbar, wie sonst. Wilde Herrsch- und Selbstsucht machen sich geltend, deutsche Zucht und Sitte, einst hochberühmt vor Allen, schwinden mehr und mehr. Und wo er als ein weiser und milder Landesherr walten sollte, bedrängt er die Unterthanen in ungerechter Weise und legt ihnen harte Gesetze auf!“

Frau Waltraut hörte solche Worte nicht eben gern und sie wandte ein, daß Johann, der selbst dem Orden fernstand, vielleicht falsch unterrichtet sei. Der Name Winrichs von Knieprode, der die litthauischen Fürsten Olgjerd und Kynstutte mit starker Hand bei Rudau gezüchtigt und den Orden zur höchsten Blüthe gehoben hatte, kam auf ihre Lippen. Sie konnte nicht fassen, daß einige Jahrzehnte später ein so gewaltiger Rückschlag eingetreten sein sollte.

In ihr Lob zu Gunsten Winrichs stimmte Herr Johann rückhaltlos ein. Ja, er rühmte aufrichtigen Herzens, daß der vielgepriesene Hochmeister den Geist wissenschaftlicher Bildung liebevoll gefördert, dem Handel neue Quellen eröffnet, den Anbau des Landes, das von den kriegerischen Heeren schonungslos vernichtet war, mit allen Mitteln unterstützt habe. Auch für das weise Regiment Konrads von Jungingen hatte er Worte der Anerkennung; aber um so schärfer sprach er sich über den neugewählten Hochmeister Ulrich aus.



„Wollt' mich nicht falsch verstehen, wenn ich Eure Begeisterung nicht ganz theile!“

„Gegen den Rath seines verstorbenen Bruders haben sie ihm ihre höchste Würde verliehen; nun seht hin, wie er seines Amtes waltet! Mit neuen und härteren Abgaben sucht er die Ordenslande heim; die Zwietracht unter der Ritterschaft nimmt zu, denn Jeder möchte der Nächste nach dem Hochmeister sein, ihm an Ehren und Rechten fast gleichgestellt!“

„Er bedarf der Abgaben, um seine Burgen wider den Ansturm der Feinde zu befestigen, Geschütze zu gießen und die Haufen der Söldner zu vermehren!“

Ruhig wandte es Frau Waltraut ein; und als Johann ihr darauf die Antwort schuldig blieb, meinte sie lächelnd:

„Doch nicht uns ziemt es, die Maßnahmen der Gebietiger zu prüfen. Nach ihren Thaten laßt uns sie beurtheilen. Noch fand sich dazu die Gelegenheit nicht!“

Dann ging sie, eine häusliche Verrichtung anzuordnen, aus dem Zimmer und ließ die Verlobten allein.

Maria hatte diesmal während der Unterhaltung geschwiegen, doch nicht ohne Besorgniß auf die Züge Johanns geblickt. Als sie die Mutter draußen wußte, ergriff sie die Rechte ihres Bräutigams und hob begütigend an:

„Deine Brauen sind finster und dein Schweigen dünkt mir von keiner guten Bedeutung. Fast muß ich fürchten, daß Dir von unseren Gebietigern Unrecht widerfahren ist. Willst Du mir, die Freude und Leid mit Dir gemeinsam tragen möchte, nicht anvertrauen, was Dich insgeheim bewegt?“

Einen Augenblick sah der Angeredete sie prüfend an, dann entgegnete er ausweichend:

„Du könntest Recht haben, Geliebte! Aber nicht Alles, das in Männerherzen vorgeht, taugt für die der Frauen. Laß mich Dein Weibeszemüth nicht mit Mannesorgen beschweren!“

„Die Sorgen, die euch beschweren, werden leichter, wenn ein starkes Weib sie theilt! Achtet mich der Freund zu schwach, ihm auch in der Sorge eine ausdauernde Gefährtin zu sein?“

Johann fühlte den leisen Kummer, der durch die Antwort Marias klang; und ihre Hand fester umschließend, erwiderte er:



„Nicht Deine Stärke ist es, die ich bezweifle. Aber ein Schwur verschließt mir den Mund; bräche ich ihn, so würde man mich des Verrathes zeihen dürfen. Und das fordert Maria, meine Maria, nicht von ihrem Verlobten!“

„Fern sei mir so Ungebührliches! Ich werde in Demuth harren, bis Du offen auch mit mir reden darfst.“

„So danke ich Dir und vertraue Dir Eines: Es ist ein Bund gegründet, dessen Glieder sich gelobt haben, einem Jeden, der mit Unrecht bedrängt wird oder an Leib und Ehre, Hab und Gut Schaden gelitten hat, in „nothhaften und ehrlichen Dingen“, ohne Trug und Falschheit, aber auch ohne Menschenfurcht, mit Leib und Gut beizustehen. Herbe Noth und unerträgliche Bedrängniß sind des Bundes Ursachen; dieses Thier unserer Heimath, wachsam, behende und stumm, ist sein Zeichen, — ich selbst gehöre ihm an!“

Der Ritter streifte den Aermel seines Leibrockes etwas zurück und Maria gewahrte in farbigen Linien auf der Haut des rechten Armes die Figur einer Eidechse.

Eine seltsame Bewegung ergriff die Schwester Adalberts bei diesem Anblick. Ihr war, als ob sich die zierliche Eidechse plötzlich in eine giftige Schlange verwandle, die den ganzen Arm des Geliebten umringe.

Den Lippen Marias entschlüpfte ein leiser Schrei, Johann aber sprach noch ernster als zuvor:

„Schreckt Dich das harmlose Geschöpf? — Es ist eine Kreatur Gottes, die er nicht zertreten lassen will von den Füßen der Mächtigen. Mehr darf Dir mein Mund nicht verkünden. Du aber weißt jetzt, was dieses Symbol bedeutet. Bewahr' es in verschwiegener Brust!“

Statt aller Antwort legte Maria betheuernd ihre beiden Hände in die ihres Verlobten. Da scholl von der Straße heller Hufschlag in das Gemach. Unwillkürlich sandte die Tochter Frau Waltrauts den Blick hinaus und mit dem Ausdruck der Ueberraschung rief sie plötzlich:

„Das ist Leopold von Köckeritz! Er schwingt die Rechte zum Gruß, er wird uns Nachrichten von Adalbert bringen.“

Sie gewährte nicht den leichten Schatten, der das ernste Antlitz Johanns überflog, aber bald wieder wich. Von dem Bräutigam begleitet, trat sie vor das Thor des Hauses, wo Köckeritz sich schon aus dem Sattel geschwungen und einem Knechte die Sorge für sein Pferd übertragen hatte.

Ernst und gemessen begrüßten sich die beiden Männer, während Maria dem ritterlichen Genossen ihres Bruders in unbefangener Freude die Hand bot und Frau Waltraut ihn mit Fragen nach dem Wohlergehen des geliebten Sohnes bestürmte. Ins Haus geführt, mußte er der gespannt lauschenden Mutter ausführlich berichten, welche die Sorge für eine Erfrischung des Gastes nach dem langen und beschwerlichen Ritt, ihrer Tochter überließ.

Johann saß als stummer Unbetheiligter neben Frau Waltraut und Köckeritz. Hin und wieder zuckte es fast wie ein Lächeln um seinen Mund, wenn er den jungen Ordensritter sich in kühnen Phantasien über künftige Heldenthaten ergehen hörte. Mit umso größerer Genugthuung vernahm er jedoch, daß Adalbert sich voll Ernst und Eifer dem entsagungsvollen Beruf der Krankenpflege widme.

Aber dann wieder verdroß ihn der Ton, in welchem Köckeritz zu der Frau des Hauses sprach.

„Sie nennen ihn jetzt schon den Tröster der Mühseligen und Beladenen und ich ahne, edle Frau, daß Ihr dereinst erlebt, Euren Adalbert noch bei seinen Lebzeiten als Heiligen verehrt zu sehen. Mich aber werden sie schwerlich zu solcher Höhe emporklettern lassen!“

Frau Waltraut lächelte freudenvoll; ihr gefiel, schon um des Gegensatzes willen, der frische und feste Ton, der in ihrem Hause nicht mehr üblich war, seit Johann von Renys als künftiger Eidam betrachtet wurde. Der Letztere dagegen fühlte sich zu Scherzen weniger denn je aufgelegt, und so nahm er bald Abschied von seiner Braut, deren Mutter und dem neuen Ankömmling.

Diesem gewährte das Scheiden Johanns eine gewisse Genugthuung. Wenn er selbst als Ordensritter auch das Gelöbniß der Ehelosigkeit abgelegt hatte, so regte sich doch ein dem Weide nicht unähnliches Gefühl in ihm, daß der ihm so wenig gleichende Johann die liebliche Maria sein eigen nennen durfte. Dem ehrgeizigen und

glänzenden Köckeritz erschien der grübelnde Kenys als nicht ganz ebenbürtig und er war unvorsichtig genug, diesem Gedanken Worte zu leihen.

Sie waren nur für Frau Waltraut bestimmt, aber auch Maria vernahm sie. Und nicht gesonnen, dem abwesenden Bräutigam Uebles nachreden zu lassen, verwies sie dem Freunde ihres Bruders mit bebendem Munde die kränkenden Bemerkungen.

Köckeritz erkannte, daß er Unrecht gethan. Er bat die Beleidigte um Verzeihung, die ihm auch gewährt wurde, ohne jedoch die Mißstimmung, die Maria von Stund an gegen Leopold hegte, ganz beseitigen zu können.

Aber auch ohne dies peinliche Vorkommniß war für den jungen Ordensritter die Zeit zum Ausbruch gekommen.

Wohl zeigte sich Frau Waltraut verwundert und fast schmerzlich berührt, als Leopold ihr Anerbieten eines Nachtquartiers in ihrem Hause unter dem Hinweis auf einen geheimen Befehl des Ordens, den er ohne Säumen auszuführen habe, dankend ablehnte. Aber sie kannte die strengen Ordensregeln gut genug, um zu wissen, daß es nicht klug gehandelt sein würde, den Freund ihres Sohnes durch Ueberredung zurückzuhalten. So entließ sie ihn denn mit herzlichem Grüßen an den fernen Adalbert und dem Wunsche, daß Leopold sich seines Auftrages zur Zufriedenheit der Ordens-Gebietiger entledigen möge.

Ein zuversichtliches „Ich hoffe es!“ war die Antwort des jungen Köckeritz. Bald darauf trabte er sporenklirrend von dannen, während Frau Waltraut sich in ihrer Kemanate einem gesunden Schlaf überließ.

Nur Maria wachte heute länger als sonst. Die ernstesten und geheimnißvollen Worte Johanns hallten in ihrer Seele wieder. Anfangs hatte sie dieselben kaum in ihrer ganzen Bedeutung verstanden; erst seit den unbesonnenen Worten Leopolds waren ihr die Augen aufgegangen. Mit Schrecken sah sie, daß eine tiefe Kluft zwischen den Anschauungen Leopolds und Johanns gähnte, zwischen dem Vertreter des herrschenden Ordens und dem der ihm nicht angehörenden deutschen Adeligen, hinter denen, sie wußte es wohl, die Bürgerschaft mancher Städte stand.

Tiefe Unruhe erfaßte die Holdselige; denn gleich Leopold hatte ihr einziger Bruder dem Orden zugeschworen und es überkam sie eine trübe Ahnung künftigen, schlimmeren Zwiespaltes und vielleicht unausbleiblicher Kämpfe. Auch der nächtliche Fortritt Köderitz erfüllte sie mit Bangen vor einer unbestimmten Gefahr. Wohl war es ihr unmöglich, den Schleier, der die Zukunft verhüllte, zu heben; aber im Herzen beschloß sie, was auch kommen möge, als eine Trägerin der Versöhnung zwischen den widerstreitenden Ansichten und Männern zu stehen. — In diesem Gedanken fand sie Trost und Ruhe und schloß mit einem Gebet für den Bruder und den Geliebten friedlich ein.

III.

Auch Johann von Kenys hatte sein Heim aufgesucht. Er war schlechter Laune und nicht zum mindesten durch die Ankunft Leopolds. Zwar fürchtete er den Ordensritter nicht; aber Alles, das sich in seiner Brust gegen das Ordensregiment regte, hatte durch das ganze Auftreten und das von Ruhmredigkeit nicht freie Wesen des jungen Köderitz neue Nahrung gewonnen. Das sichtlich Wohlwollen, mit dem Frau Waltraut dem Freunde ihres Sohnes begegnete, war ebenfalls nicht dazu angethan, den sonst so Gelassenen ruhiger zu stimmen, und so warf er sich, das Haupt in die Hand gestützt und seinen Gedanken nachhängend, in einen Sessel.

Dem herbstlichen Tage folgte eine milde, schöne Nacht. Durch das Fenster fiel das Licht des aufgehenden halben Mondes, das die Schatten eines Baumes, der zur Seite des Hauses stand, in sicheren Umrissen auf den getäfelten Boden des Zimmers warf.

Wie in Träume verloren, starrte Johann darauf hin. Aber plötzlich riß er die Augen weit auf; denn die Schatten begannen sich zu bewegen und die Formen eines Mannes anzunehmen. Wer mochte sich zu so später Stunde im freien ergehen, wer dem Hause des Ritters nahen? — Und wenn diesem der Besuch galt, — kam er in freundlicher oder feindlicher Absicht?

Mit einer raschen Bewegung erhob Johann sich vom Sessel. Da pochte es auch schon an sein Fenster. Es war ein Klopfen in bestimmten Tacten, die sich zwei Mal wiederholten und dem Ritter

verkündeten, daß ein Mitglied seines Bundes ihm Wichtiges mitzutheilen habe.

Ohne lange zu überlegen, trat Johann an das Fenster. Als er geöffnet hatte, erkannte er seinen Freund Friedrich von Kynthenau. Der Letztere streckte dem Ueberraschten die Rechte entgegen und flüsterte ihm zu:

„Gut, daß ich Dich gleich treffe; ich habe Dir wichtige Dinge mitzutheilen!“

„So komm ins Haus!“ antwortete Johann.

„Meine Zeit ist gemessen und ich möchte nicht, daß mich einer Deiner Knechte sähe! Doch wenn Du mir den Weg durch das Fenster erlaubst —?“

Statt einer Erwiderung reichte Johann dem Freunde beide Hände und half ihm mit einem kräftigen Ruck ins Zimmer.

„Du siehst aus, als ob Du eine Reise gemacht hättest,“ redete er Friedrich an.

„Ich komme von Danzig und gehe wieder dorthin!“

„Von Danzig?“

Johann wiederholte die Worte nochmals. Dann war ihm plötzlich, als ob er ein Geräusch höre und er rief dem Freunde zu:

„Still! — Vernahmst Du Nichts?“

Friedrich verneinte, sah sich aber dennoch forschend um. Erst als er Nichts gewahrt hatte, fuhr Johann fort:

„So täuschten mich wohl meine Sinne! — Doch nun sage mir: Was treiben sie dort, die Rathsherren und Bürger? Ballen sie noch immer nur die Faust im Sack oder werden sie sich zu muthiger Abwehr unbilliger Zumuthungen aufraffen?“

„Schilt sie nicht!“ entgegnete Friedrich von Kynthenau. „Sie sind übel genug daran. Auf der einen Seite steht der deutsche Orden, der sie zwar zu schirmen versprochen hat, für das Wohl der Stadt aber Nichts thut und dennoch stets neue Schatzungen ausschreibt. Auf der anderen dagegen steht König Wladislaus von Polen, der keine Gelegenheit vorübergehen läßt, Rathsherren und Bürger seiner Huld und Gnade zu versichern.“

„Zwei Löwen, die sich die Beute gegenseitig entreißen möchten! — Und welchem von Beiden trauen die Danziger am meisten?“



Der Angeredete zuckte die Achseln.

„Du kennst ihre Geschichte gut genug, um zu wissen, daß sie Ursache vollauf haben, vor Beiden auf der Hut zu sein! Wenn sie den Lockungen des Königs Gehör schenken wollten, so nähme Wladislaus sie mit offenen Armen auf. Allein dem verschlagenen und treulosen Polen widerstreben die Deutschgesinnten, widerstrebt vor Allen Konrad Leizkau, der Bürgermeister, obgleich er sich die Uebergriße des Ordens nicht verhehlt.“

„Wer Uebergriße erkennt, hat den ersten Schritt zu ihrer Abwehr gethan! Wann werden die nächsten folgen?“

Kynthenu sah noch einmal um sich, als ob er sich vergewissern wollte, daß Niemand außer Kenys in der Nähe sei. Dann dämpfte er die Stimme noch mehr und sprach:

„Die Stadt Danzig vermag alleine Nichts zu thun. Aber sie rechnet auf den Beistand Anderer, die gleich ihr dem herrischen Regiment des Ordens gram sind!“

„Der dürfte sich finden lassen!“

„So meint der Rathsherr Barthel Groß auch. Und deshalb läßt er Dich um eine geheime Unterredung bitten!“

„Mich? — Und warum gerade mich? — Es sind zu Unterhandlungen Geeignete da.“

„Von Dir erwartet er mehr als leere Worte, von Dir erwartet er Thaten!“

„Hat er vergessen, daß Maria, die Schwester des Ordensritters Adalbert von Hohenstein, meine verlobte Braut ist? — Geh zu meinem Bruder Nikolaus! Er ist das Haupt unseres Bundes, er kann und wird handeln, wo mich billige Rücksichten zur Untthätigkeit zwingen.“

„Er ist ein leidenschaftlicher Mann und neigt zu sehr auf die Seite des Polenkönigs!“

Johann von Kenys seufzte:

„Das ist es eben, das mir am eigenen Bruder mißfällt!“

„Von Dir dagegen“, — fuhr Kynthenu fort, — „verseht sich der Rathsherr, daß Du in allen Dingen, die sich gegen den Uebermuth der Ordensherren richten, doch nicht vergessen wirst, daß sie deutschen Blutes sind, wie wir.“

„Du nennst, was mir die Seele empört und die Hände bindet!“

„Und doch solltest Du den Rathsherrn zum Mindesten anhören! Vielleicht findet Dein scharfer Geist die Mittel zur friedlichen Abhilfe. Groß wäre der Segen, der dem Orden und uns daraus erwüchse. Denn Eines steht für mich fest: Wenn nicht bald ein Wandel der Dinge eintritt, so gehen wir Alle schlimmen Zeiten entgegen!“

Diese letzten Gründe des Freundes gaben im Herzen Johannis den Ausschlag. Noch war ja die Möglichkeit einer Besserung nicht ausgeschlossen und es dünkte ihn eine schöne und rühmliche Aufgabe, seine ganze Begabung und Persönlichkeit zur Erreichung dieses hohen Zieles einzusetzen. So antwortete er denn nach kurzem Besinnen:

„Ich will die Bitte des Rathsherrn erfüllen! Wo kann ich seiner harren?“

Der Freund überlegte einen Augenblick, dann erwiderte er:

„An Schiffesbord bin ich von Danzig die Weichsel heraufgefahren und denke auf demselben Wege dorthin zurückzukehren. Der Rathsherr aber, der mich begleitete, stieg zwischen Neuenburg und Graudenz ans Land. Dort erwartet er mich in einer Fischerhütte am Ufer; dort könntest Du ihm ohne Furcht vor Entdeckung begegnen.“

„Dein Vorschlag ist gut; ich bin bereit, Dir zu folgen!“

„Jetzt gleich?“

„Das Zögern war mir stets verhaßt. Männer, wie wir, sollten immer den Stab in der Hand und die Lenden umgürtet haben!“

„So laß uns die Zeit nützen!“ — —

Als die Beiden das Haus Johannis verlassen wollten, wurde ihnen eine Ueberraschung zutheil: Sie sahen sich plötzlich einem Dritten gegenüber, der auf die Pforte zuschritt, und erkannten in ihm Herrn Nikolaus, den Bruder Johannis. Verwundert blickte dieser auf die zur Reise Gerüsteten und verwundert fragte er, wohin sie zur nächstigen Stunde zu gehen gedächten.

Friedrich von Kynthenau schwieg; Johann aber, der vor dem Bruder keine Geheimnisse hatte, antwortete:

„Die Herren von Danzig begehren mich zu sprechen, ich will hören, was sie von mir fordern!“

„Die Herren von Danzig“ — erwiderte Nikolaus — „sind Freunde der Männer vom Eidechsenbunde; ihnen darfst Du trauen, mein Bruder! Aber der Weg bis Danzig ist weit und Gefahren drohen zwei einsamen Männern, die ohne bewaffnete Begleiter reisen. Ich hörte, daß ein Haufe von Söldnern des Ordens nach Kulm unterwegs sei und einen Ordensritter will man sogar heute in der Stadt gesehen haben!“

Johann wurde nachdenklich — er mußte unwillkürlich an Leopold von Köckeritz denken, doch gab er seinen Gedanken keinen Ausdruck.

Nikolaus von Kenys dagegen fuhr fort:

„Deshalb laß' mich Dich begleiten, mein Bruder! Und falls sie Böses gegen Dich im Schilde führen sollten, laß mich Dir beistehen!“

Doch Johann wehrte ab. Sein Entschluß zur nächtlichen Fahrt war ja eben erst gefaßt; kein Ordensritter konnte davon Kunde haben, keiner ihm deshalb feindlich gesonnen sein. So entgegnete er dem Bruder:

„Was könnte den Orden veranlassen, Böses gegen mich zu planen? Nein, Deine brüderliche Liebe sieht Feinde, wo keine sind. Laß uns allein ziehen und Sorge nicht um zwei Männer, die friedliche Pfade wandeln. Morgen schon siehst Du mich wieder und lachst mit mir über Deine Besorgniß!“

„Gebe Gott, daß Du Recht habest! Aber wenn ich Dich nicht begleiten darf, so gestatte wenigstens, daß ich über Dein Hab und Gut wache. Mir sagt eine dunkle Ahnung, daß Du lange fern bleiben wirst!“

Johann lächelte: „Was die Herren von Danzig mir zu sagen haben, wird rasch besprochen sein! Du aber weile hier, so lange Du magst. Morgen, deß bin ich gewiß, sehen wir uns wieder. Damit Gott befohlen!“

„Gott befohlen, mein Bruder! Mögest Du mir bald und unversehrt wiederkehren!“





„Sie sahen die Wachtfeuer glimmen und erkannten deutlich die Gestalten einzelner Ritter . . .“

Herzlicher, als es sonst seine Art zu sein pflegte, umarmte Nikolaus die Scheidenden; dann begab er sich in das Haus des Letzteren, während Johann und Friedrich von Kynthenau den Weg an das Weichselufer einschlugen.

Nicht lange darauf fuhr das Fahrzeug, das Friedrich von Kynthenau hergeführt hatte, von der Strömung geschaukelt, mit den beiden Freunden und Gesinnungsgenossen stromabwärts. In ihre Mäntel gehüllt, saßen Friedrich und Johann am Steuer; vier kräftige Knechte handhabten die Ruder. Die Nacht war hell genug, um die beiden Ufer deutlich erkennen zu lassen. Auf den Wellen des breiten Stroms glitzerte das Licht des halben Mondes und ein frischer Lusthauch strich über das leichtbewegte Wasser.

Noch lag die Dämmerung auf der Landschaft, als das Fahrzeug, von den schlaftrunkenen Wachtposten unbemerkt, an den Mauern von Graudenz vorüberglitt.

Auch an einer jener Warten, welche der Orden im Geäst und am Fuß mächtiger, früher dem heidnischen Götzendienste geweihter Eichen angelegt hatte, fuhren sie vorbei, ohne durch Anrufe oder Drohungen aufgehalten zu werden. Sie sahen die Wachtfeuer glimmen und erkannten deutlich die Gestalten einzelner Ritter; aber diese mochten die im Boot Befindlichen für friedliche Schiffer halten, die ihrem Gewerbe in der Morgenfrühe nachgingen.

Mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, als die weißen Möven mit lautem Geschrei das Boot zu umkreisen begannen, lenkte Friedrich sein starkgebautes Fahrzeug in eine kleine Uferbucht, wo es unter überhängenden Weiden ein sicheres Versteck fand. Wenige Schritte davon entfernt lag die Hütte, in welcher der Rathsherr Barthel Groß des Rückkehrenden und Herrn Johanns warten wollte.

Rasch näherten sich die beiden Freunde dem Fischerhäuschen. Sie sahen an den Wänden Netze und Reusen zum Trocknen aufgespannt; aber seine Insassen schienen sich noch nicht vom Lager erhoben zu haben.

Friedrich von Kynthenau, der voranschritt, pochte an die Thür; doch wie staunte er, als statt des alten Fischers, der hier wohnte, oder des Rathsherrn, der für kurze Zeit sein Gast war, ein Hause

Gewaffneter ihm entgegentrat. Bevor er sich deren Gegenwart erklären konnte, vernahm er den Ruf: „Der ist es! Bemächtigt Euch seiner und des Anderen!“

Und ehe sie sich zur Wehr setzen konnten, waren Friedrich und Johann von den Untergebenen der Ordensritter umzingelt, überwältigt und entwaffnet.

Zähneknirschend tobte der Erstere gegen den verrätherischen Ueberfall. Doch aus der Hütte trat nun der Befehlshaber der kleinen Schaar, in dem Johann von Kenys zu seinem Erstaunen keinen Anderen als Leopold von Köckeritz erkannte.

Dieser mochte das Befremden im Antlitz Johanns lesen und so sprach er, leisen Spott im Ton:

„Ihr seht, Herr von Kenys, daß die Pferde des Ordens schneller laufen, als die Ruderboote der Stadt Danzig. Herrn Friedrich von Kynthenau und den Rathsherrn Barthel Groß zu fangen, bin ich ausgesendet. Wider Erwarten,“ — und er wandte sich zu Johann, — „vervollständigt Herr von Kenys den Bund, über welchen der Hochmeister gern Näheres erfahren möchte. So darf ich die Herren wohl bitten, mich nach Marienburg vor seinen Sitz zu begleiten!“

„Und wenn wir uns dessen weigern?“ — fiel Jenem Herr Barthel Groß, der nun zwischen den Knechten aus der Hütte trat, ins Wort. — „Ich bin Rathsherr der freien und starken Stadt Danzig. Wehe Euch und Eueren Auftragsgebern, wenn Ihr mir und diesen edlen Herren ein Haar zu krümmen wagt!“

Köckeritz zuckte die Achseln.

„Die freie und starke Stadt Danzig mag sich bei dem Hochmeister beschweren; ich führe nur aus, was mir befohlen ist!“

Dann gebot er den Knechten, den drei Gefangenen die Hände mit Stricken zu fesseln, zu Rosse zu steigen und den Marsch nach Marienburg anzutreten.

Todienblässe überzog bei diesem Befehl das Antlitz Johanns. Er trat dicht vor Leopold hin und rief ihm bebenden Mundes zu:

„Herr von Köckeritz, nehmt das schändliche Gebot zurück! Ihr seid in solcher Ueberzahl, daß drei wehrlose Fußgänger euch, den Berittenen und Bewaffneten, niemals entrinnen könnten. Gestern

erst weistet Ihr als Gast im Hause Derjenigen, die mir auf Erden das Theuerste ist. Bedenkt den Kummer, den Ihr der edelsten der Jungfrauen bereitet, bedenkt die Schmach, die Ihr uns anthut! Handelt ritterlich gegen Ebenbürtige und vergesset nicht, wie Euch zu Muthе sein würde, wenn Ihr an unserer Statt hier stündet!“

Doch Köckeritz bestand auf seinem Willen und berief sich zum zweiten Mal auf die gemessenen Vorschriften, die ihm erteilt seien.

Da sahen die Gefangenen ein, daß jedes weitere Wort verloren, jeder Widerstand vergebens sein würde und fügten sich in das Unabänderliche. Schweigenden Mundes, aber bitteren Groll im Herzen, traten sie, den Gestaden der Weichsel folgend, den Marsch gegen Norden an.

#### IV.

Der Nachmittag des folgenden Tages war schon ziemlich vorgeschritten, als die Schaar ihr Ziel endlich erreichte. Vor ihren Blicken lag die Stadt Marienburg, über welche der stolze Prachtbau der Burg gleichen Namens emporstieg. Ein doppelter Mauerkranz mit zackiger Wehrbrüstung umgab den ganzen Burgraum. An den Ecken und Vorsprüngen erhoben sich kleine Wachtthürme; zwei mächtige Spizthürme bewachten den Eingang von der nördlichen Seite, wo eine Brücke dieogat überspannte. Die Zinnen der Außenmauern wurden von den rothen Wänden der Hauptgebäude überragt; in schlanken Spizbogen reihte sich Fenster an Fenster, unter denen die der großen Säle sich durch ihre doppelte Höhe von den anderen unterschieden. Ueber dem ganzen, ehrfurchtgebietenden Gesamtbau rechte sich der schlanke Thurm der Marienkirche in die klaren Herbstlüfte.

Während die Blicke Leopolds von Köckeritz stolzer leuchteten, weilten die Johanns von Kenys und seiner beiden Schicksalsgenossen mit finstern Ausdruck auf der festen Zwingburg der preußischen Lande. Welches Loos mochte den Gefangenen dort beschieden sein? Sollte ihnen der Sitz der Ordensritter zum Herker werden, oder durften sie auf einen glimpflichen Empfang dort oben rechnen?

Knarrend thaten sich die erzbeschlagenen Thorflügel auf, knarrend schlossen sie sich wieder und die Ankömmlinge hatten

innerhalb der Burgmauern noch manchen Schritt zu thun, bis sie endlich im hohen Remter vor den Gebietigern des Ordens standen. Hier saß der Hochmeister Ulrich von Jungingen, von seinen Würdenträgern, dem Großcomthur, einem der Landmeister, dem Marschall, dem Oberst-Spittler, dem Oberst-Trappier, dem Oberst-Trefzler und einer Anzahl Comthure und Ritter umgeben.

Eiligen Schrittes und unbedeckten Hauptes trat zuerst Leopold von Köckeritz in den erlauchten Kreis, um der Versammlung Bericht zu erstatten und seine Gefangenen namhaft zu machen.

Ein gnädiges Kopfnicken des Hochmeisters belohnte den Jüngling für den gelungenen Vollzug des ihm gewordenen Auftrages. Dann aber wandte sich Ulrich, mit Blicken, die nichts Gutes verkündeten, zu den Gefangenen und herrschte sie an:

„Ich kenne eure Namen und eure Pläne, Johann von Renys und Friedrich von Kynthenau, lange schon; ich weiß auch, wie die Rathsherren der guten Stadt Danzig in ihrer großen Zahl gesonnen sind. Aber euren Gedanken eilen die des Ordens soweit voraus, wie unsere Wachsamkeit der euren. Wir haben die Stätte, wo ihr euch verabreden wolltet, entdeckt und im Neste euch drei gefunden. So bekennt jetzt, zu welchem Zweck der Rathsherr von Danzig sich mit zwei Häuptern des Eidechsenbundes dort begegnete?“

Keiner der Gefangenen regte sich, keiner schien zu einer Antwort geneigt zu sein.

Da wiederholte der Hochmeister seine Frage, indem er sich an Johann von Renys wandte, und dieser erwiderte nun:

„Ihr sagt, daß Ihr unsere Namen und Pläne lange schon kennt; zu was begehrt Ihr dann unsere Aussage? — Auch wir wissen nur zu gut, was Ihr von uns zu hören verlangt, und sind nicht willens, Euch Kunde unserer innersten Hoffnungen und Wünsche zu geben!“

„Ihr versagt mir ein Bekenntniß, — Ihr wagt mir zu trotzen?“

Zornbebend rief es der leidenschaftliche Ulrich. Und als alle Drei darauf nur stumm das Haupt neigten, fuhr er fort:

„Im Verließ der Marienburg haben wir Werkzeuge genug, die euch zum Sprechen zwingen werden. Dankt es einzig meiner

Milde, wenn ich euch zuvor noch einmal väterlich ermahne, es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen!"

Johann schwieg auch jetzt noch. Aber Friedrich von Kynthenau entgegnete dem Drohenden:

„Wider Recht und Sitte habt Ihr uns, die zu friedlicher Unterredung Gesonnenen, überfallen; wider Recht und Gerechtigkeit verlangt Ihr von uns ein Geständniß, bedroht Ihr uns mit unmenschlicher Folter. Ihr seid die Herren, Ihr habt die Macht in Händen. Allein über Euch herrscht ein Höherer, der Eure Herzen prüft, wie die unseren. So sagt erst: Welcher Schuld zeigt Ihr uns, mit welchen Gründen wollt Ihr die Gewalt, die Ihr uns angethan habt, rechtfertigen?“

Den Hochmeister verdroß die franke Rede des Ritters; aber er konnte sich nicht verhehlen, daß das Verlangen Friedrichs ein wohlberechtigtes war. — Einen Augenblick berieth Ulrich mit dem Großcomthur und dem Ordensmarschall; dann gab er dem Unerschrockenen zur Antwort:

„Wir wissen, daß die Herren im Kulmer Land einen geheimen Bund geschlossen haben, dessen Zeichen eine Eidechse ist, die auch Ihr, Johann von Kenys und Friedrich von Kynthenau, auf dem rechten Arme tragt. Wir wissen ferner, daß das Trachten der Eidechsen-Ritter dahingeht, dem Landesherrn, das ist mir, dem Hochmeister, Troß zu bieten, meine Gewalt einzuschränken und euch selbst Antheil an dem Regiment anzumahen. Darin seid ihr eines Sinnes mit den allzu selbstbewußten Städten, denen die Oberhoheit des Ordens verhaßt ist, weil er billigen Entgelt dafür fordert, daß er eure Bürger und ihren Handel schützt. Einzeln gegen uns ohnmächtig, gedachtet ihr euch zusammen zu thun, um uns gemeinsam Widerstand zu leisten und uns an den König von Polen, dem die christliche Taufe das Heidenthum nur halb ausgetrieben hat, zu verrathen!“

Da fuhr Johann von Kenys auf:

„Das Letztere ist nicht wahr und wer Euch das gesagt hat, den zeihe ich der Lüge! Stellt ihn mir gegenüber; er soll Beweise für seine Verleumdung bringen!“

Doch streng schnitt ihm der Hochmeister das Wort ab:

„Erst beweist, daß Ihr keine geheime Verbindung geschlossen habt! Könnt Ihr es vor dem Antlitz des Gekreuzigten leugnen, dann wollen wir das Andere in Erwägung ziehen! — — — Ihr schweigt? — So seid Ihr also geständig des geheimen Bündnisses gegen uns!“

Johann und Friedrich erkannten, daß ihre Sache vor diesem Richterstuhl verloren sei. Sie wehrten deshalb dem Rathsherrn nicht, als dieser in zorniger Wallung dem Hochmeister entgegnete:

„Nun wohl! Wir seufzen unter den Lasten, die der Orden uns, den Städten und den freien Herren, auferlegt. Um zu beraten, wie wir jene abwenden könnten, trachteten wir nach einer Zusammenkunft mit dem edlen Herrn von Kenys. Aber nicht des Polenkönigs Hilfe begehren wir, denn seine Hand würde auf uns nicht minder schwer ruhen, als die des Ordens. Unsere Berathung habt Ihr durch Euren Ueberfall vereitelt; so gönnt uns jetzt wenigstens ungehinderte Heimkehr!“

„Daß ich ein Thor wäre!“ erwiderte Ulrich von Jungingen. „Eure schwarzen Gedanken liegen jetzt offen vor mir; euch aber halte ich fest als Zeugen des Verrathes, den Städter und freie Herren wider den Orden angestiftet haben!“

Noch waren die Gefangenen ihrer Fesseln nicht ledig und schon hartete ihrer eine schlimmere Bedrängniß. Auf einen Wink des Hochmeisters mußte aus der großen Schaar der Ritter, die bei der Verhandlung zugegen waren, Adalbert von Hohenstein vortreten.

Mit einem aus Mitleid und Schrecken gemischten Gefühl hatte dieser in einem der so schwer Angeklagten seinen künftigen Schwager erkannt. Und nun wurde gerade Adalbert berufen, die Knechte zu begleiten, welchen der Hochmeister befahl, die Gefangenen in die unterirdischen Verließe der Marienburg zu bringen!

Wie gern hätte der Bruder Marias sich diesem Amt entzogen; allein ein Widerspruch gegen das Gebot Ulrichs hätte den jungen Ordensritter nur gefährdet und den Opfern des Ueberfalls nichts genützt. So gehorchte er denn schweigend und führte die Drei, von denen nur der Rathsherr sich in zwecklosen Verwünschungen erging,

aus dem Saal, über Gänge und Treppen, bis ihnen der Vogt die unheimlichen Kerkerzellen aufschloß.

Einzelnen, so lautete der Befehl Ulrichs, sollte jeder der Drei aufbewahrt werden, damit sie keinerlei Verkehr untereinander pflegen konnten. Auf solche Weise hoffte der Hochmeister, den Stolz und Trotz jedes Einzelnen um so rascher brechen und ein umfassendes Bekenntniß von ihm erlangen zu können.

Mit stummen Blicken hatte zuerst Barthel Groß, dann Friedrich von Kynthenau Abschied von den Leidensgenossen genommen; nun stand Adalbert mit Johann vor der dritten Zelle. Die Knechte hatten sich entfernt und nur der Vogt wartete noch. Ihm bedeutete Adalbert jedoch, daß er dem Gefangenen noch einige Fragen vorzulegen habe, worauf auch Jener den Raum verließ.

Da streifte Adalbert dem Gefangenen die Fessel ab, ergriff dessen Rechte und redete ihn in herzlichem Tone an:

„Johann, wie fühlst Du, den ich sicher und ohne feindliche Gedanken in Kulm wählte, in die Hände Leopolds?“

Johann sah dem Erregten ins Gesicht und bitter klang seine Erwiderung:

„Es ist nicht das erste Mal, daß die Ordensherren Männer, von denen sie sich und ihr Trachten durchschaut wählten, bei Seite zu schaffen für gut befunden haben. Dein reines Herz weiß von solchen Dingen Nichts und Du kannst daran Nichts ändern! Aber wenn Maria mich vermißt, wenn die hämischen Worte Leopolds das Herz Deiner Mutter gegen mich einnehmen, — dann sag' Du den Beiden, daß die Feindschaft des Ordens mich wider Recht und Gesetz hierher schleppen ließ. Doch um keinen Verlorenen soll Maria klagen, denn noch habe ich Nichts begangen, das mich mit einer Schuld belastete, so tiefen Groll ich über manches Gebot des Hochmeisters hege. Du aber magst wissen, daß Viele sich durch mein Loos mitgetroffen fühlen und vielleicht offenen Abfall und Aufruhr vorbereiten. Wenn mein Bruder Nikolaus erfährt, wo ich weile, wird er nicht ruhen noch rasten, bis er mich frei weiß. Und wenn er selbst mich nicht befreien kann, so wird er mich, dessen sei gewiß, bei der ersten Gelegenheit, am Orden und seinen



Gebietigern furchtbar rächen! Dann werde auch ich mit meinen Vergewaltigern abrechnen!“

„Armer Schwager! Wüßtest Du, wie sehr ich Dein Geschick beklage!“

„Du bringst in die Nacht meines Kerkers einen Strahl goldenen Sonnenlichtes. Dafür laß Dich umarmen!“

Johann von Kenys zog Adalbert an seine Brust und küßte ihm die Wangen. Dann aber trieb er ihn von sich:

„Geh, bevor die Gebietiger auch auf Dich einen Verdacht werfen. Ich weiß, daß die Verleumdung selbst innerhalb des Ordens ihre Kreise zieht. Meinen Kerker kannst Du schwerlich öffnen; aber das Loos meiner Mitgefangenen und das meine vermagst Du erträglicher zu gestalten. Thu' das, — und wir Alle werden Dich, selbst im Ordenskleid, als unseren guten Engel segnen!“

Noch ein gegenseitiger Händedruck, — dann ließ Johann sich auf die Bank nieder, die als Ruheplatz an einer Wand der Zelle angebracht war, während Adalbert tief bekümmert aus dem dumpfen Verließ zum Licht des Tages hinaufstieg. — — —

Die Kunde von dem Verschwinden zweier so bekannter und angesehener Herren, wie es Johann von Kenys und Friedrich von Kynthenau waren, verbreitete sich schon im Laufe der nächsten Tage durch das Land. Zuerst forschte in Kulm Maria von Hohenstein nach ihrem Verlobten. Sie war gewohnt, daß er täglich mindestens auf eine kurze Frist vorsprach. Schmerzlich hatte sie sein Ausbleiben am nächsten und folgenden Tage entbehrt; als er auch am dritten nicht erschien, steigerte sich ihre Unruhe zu ernster Bekümmerniß und sie sandte Boten aus, um durch diese Näheres über den Verbleib Johanns zu erfahren..

Nicht minder suchten die Angehörigen des Letzteren, insbesondere sein Bruder Nikolaus, die Spur des so plötzlich Verschollenen. Nikolaus war es auch, der seinem Argwohn auf den Orden unverhohlenen Ausdruck gab und Maria veranlaßte, einen vertrauten Diener nach Marienburg an Adalbert zu senden, um aus dessen Munde vielleicht eine Lösung des Räthsels herbeizuführen.

Wie die Seinen um Johann, sorgten die Sippen Friedrichs um dessen Verbleiben, und endlich gesellte sich ihnen die Stadt

Danzig in dem Bestreben, sich Aufklärung über das Schicksal ihres angesehenen Rathsherrn zu verschaffen. Der Bürgermeister, Herr Konrad Leizkau selbst, that einen Schwur, er müsse Mittel und Wege finden, den Aufenthalt des Herrn Barthel Groß zu entdecken; und Konrad Leizkau war Mannes genug, seinen Worten auch durch die That Nachdruck zu verleihen.

Und dennoch kamen sie Alle, mit Ausnahme Marias, über Vermuthungen nicht hinaus! Wohl gab es hier und dort Jemand, der den Zug Leopolds von Köckeritz gesehen, aber Keinen, der die in seiner Mitte befindlichen Gefangenen erkannt oder gewagt hätte, die Gewißheit ihrer Einkerkierung durch den Orden auszusprechen.

Nur Maria hatte durch ihren Bruder unter dem Siegel des unverbrüchlichen Geheimnisses die volle Wahrheit erfahren. Gegen Nikolaus schwieg sie, weil sie um Adalberts willen schweigen mußte. Tief im Herzen jedoch hegte sie die Hoffnung, daß es ihr vergönnt sein werde, den geliebten Freund bald wieder frei zu sehen. Wenn sie dann aber an seine geheimnißvollen Worte dachte, drohte ihr der Muth zu schwinden und mit der Zuversicht wechselte nur zu oft ein banges Zagen.

Wie gern hätte sie sich nach Marienburg begeben, wie gern den Hochmeister angefleht, Johann und seinen beiden Mitgefangenen Freiheit und Straßlosigkeit zu gewähren! Sie sann und zerbrach sich den Kopf, wie sie etwas für das Loos der Drei thun könne, allein sie sann vergebens. Eine Reise nach dem Ordenshauptsiß war für Maria ein Wagniß, dem die Mutter sich mit allen Kräften widersetzte.

Im Gemüth Frau Waltrauts hatte der Vorfall eine starke Sinnesänderung hervorgerufen. Sie sah nun in Johann nicht mehr den willkommenen Eidam, sondern einen gefährlichen Widersacher des Ordens, dessen Mitglied ihr eigener Sohn war. Ihr weibliches Empfinden lehnte sich gegen den Gedanken auf, ihre Tochter einmal mit einem Manne vermählt zu sehen, der fähig war, sich stets aufs Neue den Geboten des Ordens zu widersetzen.

So blieb der armen Maria Nichts übrig, als sich in Geduld zu üben und in nie versiegender Hoffnung auf die Stunde des Wiedersehens zu harren.

Aber ach! Die ersehnte Stunde wollte ihr nicht schlagen. Der Herbst verging, der Winter kam, es wurde wieder Frühling und Sommer, — nur die Gefangenen kehrten nicht zu den Ihren zurück. Ein Jahr war verstrichen, es verstrich ein zweites und ein drittes, man zählte schon 1410 und noch standen die Häuser Johannis und Friedrichs leer, der Stuhl des Rathsherrn verwaist. Allmählich erlosch auch im Herzen Marias die Hoffnung und es war ihr einziger Trost, durch Adalbert zu hören, daß Johann noch am Leben sei und ihrer in unverminderter Liebe gedenke. —

V.

Die Macht des Ordens hatte sich inzwischen immer gewaltiger entfaltet. Es ging das Gerücht von großen und kühnen Thaten, die der stolze und kampflustige Ulrich von Jungingen plane, und mancherlei äußere Zeichen ließen darauf schließen, daß das Gerücht kein falsches sei. Ueber alles frühere Maß wuchs die Menge der Söldner, die der Orden in Dienst nahm, und mit den zusammenströmenden Heerhaufen stiegen die Lasten zu deren Unterhaltung, die wiederum den Städten und dem flachen Lande auferlegt wurden. Wer den Gesprächen der Ritter lauschen durfte, der konnte vernehmen, daß die Gesinnungen Leopolds von Köckeritz von den Meisten getheilt wurden, ja, daß der Hochmeister und seine Großwürdenträger nichts Geringeres, als einen Kampf auf Leben und Tod gegen die Polen und Litthauer, vorbereiteten. Der Hochmeister selbst dagegen behauptete, König Wladislaus von Polen und Fürst Witold von Litthauen seien zum Angriff auf die Ordenslande entschlossen, darum gelte es, diesen unversöhnlichsten Feinden durch einen vernichtenden Ueberfall zuvorzukommen. Er ließ deshalb in der Stückgießerei zu Marienburg Feldschlangen und andere Geschütze von seltener Größe herstellen, um die Ordensburgen mit ihnen auszurüsten, besuchte auch einige der Grenzfeste, um deren Festigkeit zu prüfen. Seine Haupt Sorge jedoch verwandte er auf die Ansammlung eines Heeres, das sich mit Rittern und Söldnern endlich auf fünfundachtzigtausend Streiter belief.

Solche Anstalten konnten den Herren vom Eidechsenbund und den Städten nicht verborgen bleiben. Mit wachsendem Ingrimm sahen es Nikolaus von Kenys und Nikolaus von Kythenau, die Brüder der Eingekerkerten. Der Erstere, der noch um Johann Leid trug, sann jetzt darüber nach, wie er den Ausbruch des Kampfes benützen könne, um das Schicksal seines Bruders zu wenden. Und als er die Gewißheit erlangt hatte, daß auch der Polenkönig und der Fürst von Litthauen gewaltig rüsteten, da war es der erste Gedanke des Ritters, sich und seinen Anhang den Gegnern des Ordens zuzuführen. Jeder Arm, der sich für Wladislaus bewaffnete, minderte die Aussichten des Ordens, der, so sagten Nikolaus von Kenys und seine Freunde, durch seine Missethat an den Gefangenen von deren Angehörigen keine Treue fordern konnte.

Gleich ihnen dachte die Stadt Danzig. Wenn auch mancher ihrer Rathsherrn auf Seiten des Ordens stand, so genügte, von sonstigen Beschwerden abgesehen, das Geschick des einen von ihnen doch, um der ordensfeindlichen Strömung die Oberhand zu verschaffen. Aber freilich mußten die Absichten des Eidechsenbundes und der Städter geheim gehalten werden, bis die feindlichen Heere nahten und die Gelegenheit zur Vergeltung sich ungesucht bot.

Unter dem Vorwande, dem Ruf des Ordens zum Kampfe wider die Polen und Litthauer Folge zu leisten, rüsteten auch Danzig und die Eidechsenritter; im Herzen jedoch hatten sie ihr Trachten auf andere Dinge gerichtet. Heuchelei und Verrath gegen Gewaltthat, — es war ein trauriger Entschluß, den der Orden selbst heraufbeschworen hatte. — Nur Maria von Hohenstein sann keinen Verrath; für sie bedeuteten die Gerüchte, die von Munde zu Munde gingen, den Anbruch eines neuen Morgens, dem sie mit Hoffen und Bangen entgegen sah. —

So kam der Julimonat des Jahres 1410 heran und mit jedem Tage ballten sich die kriegerischen Wolken dichter zusammen. In der Landschaft Samaiten, welche der Orden den Litthauern in früheren Kämpfen abgenommen hatte, brach, von Witold geschürt, der Aufstand gegen den Orden zuerst in hellen Flammen aus. Der Litthauische Fürst ließ durch seine Boten laut verkünden, er werde, sobald das Getreide reif sei, an der Spitze der Samaiten



Wolff von Hohenstein sammelt sein Heer an dem Flusse Drewenz.

gegen Königsberg ziehen und die Deutschen mit Feuer und Schwert soweit treiben, bis sie im Meere ihren Tod fänden. — An der Südgrenze des Ordenslandes aber sammelten König Wladislaus und Witold ein aus Polen, Litthauern und Tartaren zusammengewürfeltes Heer von zweimalhunderttausend Mann.

Das entschiedene Vorgehen der Feinde überraschte selbst den nach Kämpfen lüsternden Hochmeister. In Eile sandte er Boten an die Comthure, damit sie die Hut der ihnen anvertrauten Burgen einer kleinen Besatzung überlassen und mit Rittern und Knappen zum Ordensheere stoßen möchten. Er selbst brach von der Marienburg auf, nachdem er Adalbert von Hohenstein den Oberbefehl über einen kleinen Haufen von Rittern und Söldnern zum Schutze der Burg erteilt hatte, und bezog mit dem gesammten Heer ein Lager an dem flusse Drewenz, der in seinem unteren Laufe die Grenze zwischen dem deutschen Ordenslande und Polen bildete.

Voll tiefen Ernstes sah Adalbert den Davonziehenden von den Zinnen der Marienburg nach. } Wie gern wäre er jetzt, da es galt, deutsche Bürger und deutsches Land gegen die zum Theil dem Heidenthum noch anhängenden Feinde zu vertheidigen, mit hinausgezogen, um dort, wo Tausende seiner Brüder rangen, gleich ihnen sein Leben einzusetzen. Allein der Wille der Gebietiger hatte es anders beschlossen; und so fand sich Adalbert darein mit dem festen Vorsatz, sich als ein treuer Verwalter und, wenn es sein mußte, Verfechter des ihm anvertrauten Gutes zu bewähren.

Ein Gedanke aber packte ihn besonders stark: Nun war er berechtigt, das Geschick der drei Gefangenen mitzubestimmen, wenn auch unter dem Zwange der Verantwortung, sobald der Hochmeister aus dem Kriege heimkehrte! Fast dünkte Adalbert diese Berechtigung der schönste Theil seines neuen Amtes und er war gesonnen, sobald es die Fülle der so plötzlich übernommenen Pflichten erlaubte, das Loos der beiden Ritter und des Rathsherrn freundlicher zu gestalten.

Die vereinigten Polen und Litthauer waren mittlerweile schon in das östliche Gebiet des Ordens eingebrochen, hatten die Grenzstädte zerstört, die Felder verwüstet und an den Bewohnern Greuel aller Art verübt. Als die Kunde davon in das Lager des Ordens-

heeres kam, wuchs das Verlangen des Hochmeisters und seiner Untergebenen, sich mit den Feinden zu messen. Ulrich hob deshalb das Lager an der Drewenz auf und zog den Widersachern kühn entgegen.

Unweit des Dorfes Tannenberg, zwischen den Städten Osterode und ~~Tannenberg~~<sup>Seidentenburg</sup>, lagerten am Abend des 14. Juli die beiden Heere einander gegenüber. Eine furchtbare Nacht ging dem verhängnisvollen Tage voran. Hestiges Unwetter stieg am Horizont empor, Blitze durchbrachen in ununterbrochenem Zucken die Finsterniß, unaufhörlich rollte der Donner, der Regen floß in Strömen und ein gewaltiger Sturmwind entwurzelte die Bäume und riß in beiden Lagern fast alle Zelte nieder, sodaß die Kriegsleute jeder Ruhe entbehren mußten.

Als der Morgen des neuen Tages anbrach, tobte der Sturm noch in gleicher Weise fort; er rauschte und klatschte in den Bannern der Heerhaufen und peitschte die Wolken, die wie zerrissene Fahnen über den Häuptern der zahllosen Männer dahinjagten. Unter Sturm und Wetter ordneten der Hochmeister und sein Marschall die Schaaeren zur Schlacht. Der linke Flügel des Ordensheeres stand bei dem Dorfe Tannenberg, der rechte an Wald und Bruchland gelehnt, das ganze Heer in drei Treffen hintereinander.

Auf einem feurigen Schimmel, ganz in Eisen gepanzert, hielt Ulrich von Jungingen inmitten seiner Großwürdenträger. Die Ungunst des Wetters machte einen Ueberblick über die Stärke der feindlichen Haufen unmöglich. Allein nach den Berichten zuverlässiger Späher übertrafen sie die Ordensstreiter um mehr als das Doppelte. Dieser Umstand lähmte zwar keineswegs den Muth des Hochmeisters und seiner Berather; aber er mahnte doch zur Vorsicht und weisen Benützung jedes Umstandes, der den Gegnern Abbruch thun konnte.

Noch einmal versammelte deshalb Ulrich die Führer der einzelnen Haufen um sich, noch einmal wandte er sich an ihre Gesamtheit mit den Worten:

„Meine Boten verkünden mir, daß die Macht des Polenkönigs und seines Veters an die zweimalhunderttausend Köpfe stark ist. Umso größer, meine Brüder, wird unser Ruhm sein, wenn wir ihre

Horden wie Hunde über das Blachfeld treiben und dem Schwert opfern, was dem Schwerte widersteht! „Gott will es!“ das sei unser Schlachtruf. Für des deutschen Ordens Heil und Ehre setze Jeder sein Leben ein. Wer fällt, sei des Lohnes eingedenk, der ihm im Reiche der Seligen bereitet ist. Und wären die Feinde zahllos wie der Sand des Meeres, — uns ist der Sieg gewiß, denn Gott will es!“

„Gott will es, — Gott will es!“

Die Worte fielen wie zündendes Feuer in die Herzen der Ordenskrieger und hallten in vieltausendfachem Echo zu Ulrich zurück. Er aber ließ nun aus der großen Schaar Einzelne zu sich entbieten, denen er besondere Befehle erteilte. Endlich nannte sein Mund auch den Namen Nikolaus von Kenys. Nicht lange, — und der Eidechsenritter, den die Edlen und Bürger von Kulm zum Führer erwählt hatten, stand vor dem Hochmeister.

Ungern hatte Ulrich vernommen, daß gerade auf Nikolaus die Wahl der Kulmer zum Feldhauptmann gefallen war; doch der Hochmeister war zu klug, in der Stunde der Gefahr Einspruch zu erheben. Viel angemessener dünkte es ihn, den mutmaßlichen Groll des Ritters durch freundliche Worte zu beschwichtigen.

So sprach er denn zu Jenem, nur ihm vernehmbar:

„Ihr glaubt Ursache zu haben, dem Orden zu zürnen, denn Euer Bruder büßt im Kerker der Marienburg den thöricht geplanten Verrath. Hier aber gelobe ich Euch: Wenn der Himmel uns, wie wir hoffen und glauben, den Sieg verleiht, so sieht binnen wenigen Tagen Euer Bruder Johann die Freiheit wieder. Denkt daran im Getümmel der Schlacht, so hat auch Eure Tapferkeit an seiner Erlösung Theil!“

Nikolaus wollte erwidern, doch eine entlassende Handbewegung Ulrichs schnitt ihm das Wort ab. So begab er sich schweigend, aber schwere Kämpfe im Herzen, zu den Seinen zurück. Im Geiste erwog er die Möglichkeiten des Tages, Sieg oder Niederlage des Ordens, Befriedigung seiner Rache oder Versöhnung. Aber wie er auch sann und sann, nur Eines wurde ihm unter allen Erwägungen klar, das war das Gelöbniß seines Bundes, „einem Jeden, der mit Unrecht bedrängt wird oder an Leib und Ehre Schaden gelitten hat, in nothhaften und ehrlichen Dingen beizustehen!“ Mit



Unrecht wurde Johann bedrängt; so fühlte sich sein Bruder verpflichtet, dem Unrecht zu wehren, wann und wo die Stunde dazu gekommen schien. Rachedurst und Haß gegen den Orden verblendeten sein Herz; auch schenkt er den schlauen Versicherungen des Hochmeisters kein Vertrauen.

Unterdessen hatten der Ordensmarschall und die Comthure scharf auf die Bewegungen der Feinde geachtet, die in der nächsten Stunde hervorbrechen konnten. Aber seltsamerweise blieb im gegnerischen Lager Alles still. Die Polen lagen versteckt in Wald und Busch, ihr König weilte hinter den Schaaren in seinem Kriegszelt. Wohl waren Boten zu ihm gekommen, die ihm meldeten, daß das Ordensheer eine kriegerische Aufstellung genommen habe, — wohl war Fürst Witold in das Zelt des Veters getreten, um ihn aufzufordern, das Heer zu ordnen und die Schlacht zu beginnen. Allein Wladislaus überlegte noch immer, als ob ihn so nahe vor der entscheidenden Stunde aller Muth verlassen hätte. —

Den Ordensrittern begann bei diesem unerklärlichen Zaudern die Geduld zu schwinden. Immer lauter forderten sie von Ulrich den Angriff auf das feindliche Lager. Der Hochmeister aber zögerte mit gutem Grunde, so lange ihm jede Gewißheit über die Aufstellung und Absichten der Polen und ihres Königs mangelte. Dennoch mußte irgend etwas geschehen, wenn nicht die Hälfte des Tages unbenützt verrinnen sollte. Deshalb ließ Ulrich den thatendurstigen Leopold von Köckeritz zu sich rufen und gebot ihm, sofort mit einem ritterlichen Genossen in das Lager des Königs zu reiten und diesem, sowie dem Fürsten Witold, je ein blankes Schwert zu überreichen als eine Aufforderung, den Beginn des Kampfes nicht länger zu verschieben.

Stolz über den erhaltenen Befehl, machte sich Köckeritz mit seinem Begleiter sofort auf den Weg. Beide hatten die Zeichen der Heroldswürde angelegt und standen, nachdem sie die Wachen und Heerhaufen unangefochten passirt hatten, vor dem Angesicht der Fürsten.

Verwundert schaute Wladislaus, finsternen Blickes Witold auf die verwegenen Ordensherren. Leopold von Köckeritz aber hieß seinen Gefährten die blanke Waffe vor Witold hinlegen; er selbst legte die andere zu den Füßen des Königs nieder und sprach:

„Also lassen der Meister und die Ritter des Ordens Euch entbieten: Das eine Schwert ist für Dich, den König, und das andere für Dich, fürst Witold, auf daß Ihr den Kampfplatz wählt und nicht länger zaudert. Wozu versteckt Ihr Euch in die Wälder und verbergt Eure Reifigen, als um dem Kampfe zu entfliehen, den Ihr gesucht habt und nicht mehr vermeiden werdet! Auf und begegnet uns in offener und ehrlicher Feldschlacht!“

Witold hatte für die Herausforderung nur ein grimmiges Lächeln, Wadislaus dagegen erwiderte:

„In Gottes Namen empfangen wir die Schwerter und werden die Schlacht da annehmen, wo ihr sie uns bietet!“

Die beiden Ordensboten hatten sich ihres Auftrags entledigt und ritten, von einem polnischen Feldhauptmann begleitet, zurück; Witold aber, froh, daß den Feinden gelungen war, was er selbst umsonst erstrebt hatte, ordnete sofort das Heer in drei Schlachtreihen. Den rechten Flügel gegenüber dem Dorfe Tannenbergs wählte er zum Standpunkt für sich selbst und seine Litthauer und Tartaren, denen die sumpfigen Ufer eines kleinen Flusses, der Maranse, einen gewissen Schutz gegen die schwerkgepanzerten Ordensritter gewähren sollten. Auf dem linken Flügel scharten sich die polnischen Völker, deren Führung der König dem Schwertträger von Krakau, seinem Feldherrn Zindram, einem Krieger von häßlichem Aussehen und mißgestaltetem Körper, aber muthigem Geiste, überließ. Wladislaus selbst trug kein Verlangen, sein gesalbtes Haupt den Gefahren des Kampfes auszusetzen und war nur darauf bedacht, sich hinter dem Heere in Sicherheit zu bringen.

Unter solchen Vorbereitungen kam die Mittagsstunde heran; der Sturm hatte sich gelegt und die Sonne sandte vom hellen Himmel heiße Strahlen auf die in Erz gehüllten Ritter und die Söldner herab. In gespannter Erwartung sah das Ordensheer die feindlichen Haufen sich aufstellen, — da begann auch schon fürst Witold den Kampf. Unter markdurchdringendem Kriegsgeschrei stürmten die litthauischen Schlachthaufen gegen die Ordensschaaren des linken Flügels. Diese aber warteten den Angriff nicht ab, sondern warfen sich den verhassten Feinden entgegen. Waffengeöse und Kriegslärm erschütterte die Luft; unter dem dröhnenden

Donner der Geschütze zitterte der Boden. Speere brachen und Schwerter zersprangen, Tartfchen und Helme wurden zerfchlagen und hin und her wälzten ſich die Wogen der Streiter.

In der Mitte ſeines Heeres lenkte der Hochmeiſter die Schlacht; ſeine Augen leuchteten und ſeine Wangen glühten. Er hatte ſich von dem Muth der Seinen nicht zu viel verſprochen, denn ſchon begannen die Haufen der Litzhauer zu wanken. Ihre vorderſte Schlachtreihe wurde von den gepanzerten Rittern, denen die Söldner auf dem Fuße folgten, durchbrochen, ihre zweite zurückgeworfen. Immer weiter griff die Verwirrung unter ihnen um ſich und wer nicht dem Ordensſchwerte erlag, floh in die Sümpfe der Marauſe, die jetzt denen zum Verderben gereichten, denen ſie Schutz hatten gewähren ſollen. Nur ein kleiner Theil harrte mit ſeinem Fürſten aus, um bis zum Eintreffen von Hiſftruppen das Feld zu behaupten.

Auch auf dem anderen Flügel, wo die Hauptmacht der Polen unter Zindram focht, heftete ſich das Glück an die Fahnen des Ordens. Bei jedem neuen Angriff der Ritter wichen die Gegner weiter zurück. Schon war das große polniſche Reichspanier, das den weißen Adler auf rothem Grunde zeigte, in der Schlacht nicht mehr zu erblicken, ſchon ertönte auf der ganzen Linie des Ordensheeres der feierliche Siegesgeſang: „Chriſt iſt erſtanden!“

Der Hochmeiſter und die Seinen triumphirten; wiederum ſollten, ſo ſchien es, deutſcher Muth und deutſche Tapferkeit über die feindlichen Horden aus dem Oſten ſiegen. Aber der Triumph war verfrüht! Noch hatte ſich das Schickſal des Tages nicht entſchieden, es war nur eine Pauſe in dem furchtbaren Ringen eingetreten. Ein ſchneller und weiſer Entſchluß that jetzt Noth; Ulrich faßte ihn furchtlos und raſch, — aber nicht weiſe. Er ließ zu, daß die Schaaren ſeines linken Flügels die geſchlagenen Litzhauer verfolgten und Beute zu machen ſuchten, anſtatt ſich mit dem vordringenden rechten gegen die polniſche Hauptmacht zu wenden. Und nur zu bald ſollten er und ſeine Marſchälle und Comthure erkennen, wie folgenschwer jenes Beginnen war!

Noch weilte der zaghafte König Wladislaus hinter ſeinem Heere, der tobenden Feldſchlacht fern und unſchlüſſig, ob er zu den

Göttern, denen er abgeschworen hatte, oder zu dem Christengott, den er nur mit dem Munde bekannte, beten sollte. Da trat Witold, der das Getümmel des Kampfes nur nothgedrungen mied, heiß vom blutigen Ringen vor ihn hin und schalt ihn mit den zornigen Worten:

„O, der Schmach! Das Heer verlangt seinen König zu sehen und Du verbirgst ihm Dein Antlitz. Zu Koffe, Wladislaus! Zeige Dich Deinen Kriegern und belebe ihren sinkenden Muth!“

Das wirkte. Der König bestieg sein Pferd, das schon zur Flucht gefattelt stand, und begab sich, von seiner Leibwache beschirmt, zu dem kämpfenden Heere. Um Witold aber sammelten sich die versprengten Litthauer und neue Streitkräfte zogen aus dem Rückhalt zu seiner Unterstützung heran. Auch Zindram gelang es, die weichenden Schaaren des linken Flügels zum Stehen zu bringen. Seine Streithaufen und die Witolds verstärkten die vom Kampf noch nicht ermüdete dritte Schlachtreihe, die nun, im Angesicht des Königs, den zweiten Angriff auf das Ordensheer begann. Durch Worte und Thaten riß Witold die Litthauer mit sich fort und auch die Polen erfüllte neuer Kampfesmuth, als sie ihr Reichspanier wieder inmitten ihrer Reihen flattern sahen.

Da erkannte Ulrich von Jungingen seinen Fehler. Wilder Schmerz durchzuckte ihn bei dem Gedanken, daß die Schlacht dem Orden verloren gehen könne. Er sah die Ritter und Söldner durch den langen Kampf ermattet und die Ordnung seines Heeres durch die allzu hitzige Verfolgung der fliehenden gelöst. Und er mußte sich sagen, daß alle Tapferkeit der Einzelnen schwerlich genügen würde, dem wüthenden Ansturm der Polen und ihrer Verbündeten siegreich zu begegnen.

Die Erfolge Zindrams veranlaßten den König, sich im Vorgefühl des gewissen Sieges in die vorderen Reihen der kämpfenden zu wagen. Ihn ersah Köckeritz, der ihm wenige Stunden zuvor als Herold gegenüber gestanden war, und ein feuriges Verlangen, das Haupt der Feinde zu tödten oder gefangen zu nehmen, erfaßte die Seele des Jünglings. Mitten durch die feindlichen Geschwader brach der ebenso furchtlose wie Ehrgeizige sich Bahn und drang

mit eingelegter Lanze auf den mächtigsten Widersacher des Ordens ein, um durch dessen Geschick die Schlacht zu entscheiden.

Allein der umsichtige Zindram fing mit seinem Schilde den Stoß auf, der dem Könige galt, und durchrannte mit der eigenen Lanze das Pferd Leopolds. Es brach zusammen und sein tapferer Reiter fand unter den Schwertern der polnischen Leibwache den Tod. Mit den Worten: „Sei mir gegrüßt, Maria!“ hauchte er seine Seele aus! —

Es war, als ob der Tod dieses Einen von schlimmer Bedeutung für das Ende des Tages sein sollte. Immer tiefere Lücken riß die Uebermacht der Feinde in die Schaaren des Ordensheeres und der todesverachtende Heldenmuth seiner Ritter vermochte sie nicht mit frischen Streitern zu füllen. Auf beiden Flügeln wurden die erschöpften Haufen immer weiter zurückgedrängt und nur in der Mitte flatterte das Ordensbanner, ein schwarzes Kreuz im weißen Felde, noch unbesiegt über den Häuptern der Tapfersten. Unter ihnen befand sich der Hochmeister mit den Würdenträgern und Comthuren.

Tun war es Zeit, das Aeußerste zu wagen, und Ulrich zauderte nicht vor diesem Aeußersten zurück. Wenn er einen Fehler begangen hatte, so galt es, ihn jetzt gutzumachen oder zu büßen! An der Spitze von sechzehn Fähnlein, die am Kampfe noch nicht theilgenommen hatten, sprengte er inmitten der bewährtesten Streiter heran. Die Erde bebte unter den Hufen ihrer Rosse, die Waffen blitzten und der langgezogene Ruf: „Gott will es!“ hallte noch einmal hoffnungsfreudig durch die Lüfte.

Neuer Muth erfüllte die Herzen der Wankenden, während Jagen die Polen und Litzauer ergriff. Unwillkürlich richteten sich die Blicke Aller auf die glänzende Schaar, die, von wehenden weißen Mänteln unwallt, unter dem alten, ruhmreichen Banner zum Entscheidungskampfe vorbrach. Allen voran leuchtete die Heldengestalt des Hochmeisters auf seinem milchweißen Schlachtroß. Die Spitze seiner Lanze wies gerade auf die Stelle hin, wo das große polnische Reichspanier über den verbündeten Völkern hoch in den Lüften wehte. Schon hatte der Muth der Deutschen sich eine Gasse bis nahe an den König gebahnt und fast schien es, als

sei es möglich, den endlichen Sieg doch noch an die Fahnen des Ordens zu fesseln.

Aber Ulrich von Jungingen hatte nicht mit dem Willen eines Mannes gerechnet und dieser Eine entschied durch sein Verhalten in letzter Stunde den Kampf. In dem einen Manne, in Nikolaus von Renys, verkörperte sich aller Haß, den die gewaltsam Unterdrückten gegen das Regiment des Ordens hegten, und er wurde zum furchtbaren Rächer alles Unrechts, das im Namen des Ordens begangen worden war. Nikolaus hatte jede Wendung der Schlacht verfolgt, er sah klarer, als der Hochmeister und seine Comthure. Und als diese mit dem Fähnlein der Kulmer zum letzten, tollkühnen Angriff vorsprengten, da war der Führer des Eidechsenbundes überzeugt, daß sie umsonst in den Tod gingen. Ihn aber, dessen Bruder im Verließ der Marienburg schmachtete, gelüstete es nicht, das Loos der Ordensritter zu theilen, denn eine andere Aufgabe, die Befreiung Johanns, harrte sein. Und um des gefangenen Bruders willen nahm er die schwere Schuld des Verrathes auf sich, so sehr er erkennen mußte, daß sein schmachvolles Handeln ihm den Vorwurf der Feigheit und Untreue für immer zuziehen mußte.

Plötzlich ritt er nahe an den Bannerträger von Kulm heran. Das roth und weiß geflammte Fähnlein mit dem schwarzen Kreuze hatte bisher unbefiegt neben dem Ordensbanner geweht. Jetzt riß Nikolaus es an sich, rief seinen Schaaren ein donnerndes „Zurück!“ zu und wandte im Angesicht des polnischen Königs sein Pferd. Ihm thaten es die Kulmer Edlen und Bürger, die Anhänger des Eidechsenbundes, die jetzt die Stunde der Rache gekommen sahen, nach und es entstand eine Lücke, in welche sich die Horden Witolds und Zindrams lärmend ergossen.

Vergebens suchte der Hochmeister die Abziehenden zu halten, vergebens rief er ihnen ein wiederholtes „Herum! Herum!“ zu. Wilder drängten die Feinde; durch Ulrichs Brust aber ging es wie ein schmerzlicher Riß und von verspäteter Reue erfüllt, stöhnte er vor sich hin: „Das ist die Rache für unsere Missethat!“ Dann warf er sich, im Siege verzweifelnd, mit den übrigen Fähnlein in das dichteste Kampfgewühl. Er wollte den König treffen, erreichte ihn jedoch nicht. Ein polnischer Ritter schleuderte ihm seinen Speer



Ein polnischer Ritter schleuderte ihm seinen Spieß entgegen.

entgegen; Ulrich beugte sich bis auf den Sattelnopf herab, sodasß die furchtbare Waffe dicht über seiner Schulter hinwegflog.

Allein nun stürmten die feindlichen Reitergeschwader von allen Seiten auf die zusammenschmelzenden Schaaren des Ordens und umringten sie mit dräuenden Lanzen. Da sanken in heldenmüthigem Ringen neben dem Hochmeister die Gebietiger, Comthure und Ritter, endlich Ulrich selbst, von zwei Wurfspeeren an Brust und Stirn getroffen. An seiner Seite fiel der Bannerträger und das schwarze Kreuz auf weißem Grunde deckte den Leichnam des gefallenen Helden.

Das Schicksal des Tages war entschieden. Als die Sonne zu Rüste ging, verließen die letzten Ordensschaaren, die so thatenfreudig ausgezogen waren, kampfesmäde das Schlachtfeld. Mit dem Hochmeister waren, bis auf drei Ueberlebende, alle Comthure gefallen; außer ihnen deckten zweihundert Ordensritter, vierhundert Adelige und Knappen und vierzigtausend Söldner, die Hälfte von Allen, die deutscherseits am Kampfe theilgenommen hatten, die Wahlstatt. Die Polen und Eitthauer aber zählten sechszigtausend Todte.

## VI.

Die Kunde des furchtbaren Schlages, von dem der Orden heimgesucht worden war, durchheilte das Land; sie flog mit den Ueberlebenden dem siegreich nachdrängenden feindlichen Heere voraus und versetzte alle Gemüther in Schrecken. Sie drang nach Kulm, wo Frau Waltraut den Tod Leopolds von Köckeritz ebenso tief beklagte, wie sie das Thun Nikolaus' von Renys empört verdamnte, das Maria zwar nicht verteidigte, aber doch begriff. — Sie drang nach Marienburg, wo für Adalbert von Hohenstein jetzt eine neue, schwere Aufgabe begann. Denn die Marienburg enthielt den Schatz, das Archiv, alle Zeichen der Gewalt des Ordens und eine Menge Kostbarkeiten; wer sie besaß, dem gehorchte das ganze Land. Sie war überdies die stärkste aller Ordensvesten und galt für unüberwindlich. Jetzt aber, da sie von Besatzung, Geschützen und Lebensmitteln, sowie Waffen entblößt war, lag die Gefahr nahe, daß die feindlichen Fürsten sie in kühnem Ansturm berennen



und die letzte Zufluchtsstätte des geschlagenen Heeres in ihre Gewalt bekommen möchten.

Dieses Schlimmste abzuwenden, entwickelte Adalbert eine aufreibende Thätigkeit. Da galt es, in Eile auf die Burg zu schaffen, was an Proviant aufzutreiben war, ohne die Stadt dem Hunger preiszugeben; da galt es, doppelt sorgsam Wache halten, um bei Zeiten von der Annäherung der Feinde unterrichtet zu sein. Die kleine Mannschaft übte sich mit Eifer und Hingabe unter der Führung Adalberts im Waffendienst und stellte die wenigen Geschütze, die noch vorhanden waren, so auf, daß sie den ersten feindlichen Ansturm wohl abschlagen konnten.

Vor Allem aber öffnete Adalbert das Verließ, in dem Johann, Friedrich und der Rathsherr von Danzig schmachteten. Ruhig und ernst setzte er ihnen die Sachlage auseinander und stellte allen Dreien anheim, sich unter die Vertheidiger der Burg aufzunehmen zu lassen, oder den Weg in die Freiheit zu suchen.

Herrn Barthel Groß wurde die Wahl nicht schwer. Dank gegen Adalbert auf den Lippen, aber tiefen und gerechten Groll gegen den Orden im Herzen, trat er schon am nächsten Tage den Heimweg an. Den gleichen Entschluß faßte Friedrich von Kynthenau. Mit Johann zusammen gedachte er den Weg nach Kulm zu unternehmen, sich dort mit Nikolaus ins Einvernehmen zu setzen und seine Entschließungen danach zu treffen.

Nur die Antwort Johans stand noch aus. Aber als Adalbert sich nun an diesen wandte, da wurde ihm der Bescheid:

„Hier habe ich statt des Glaubens Argwohn und statt der Gerechtigkeit Gewalt gefunden; wie könnte meines Bleibens hier noch länger sein!“

Ein Schatten überflog die Mienen Adalberts; er hatte auf eine andere Entgegnung gehofft. Dennoch gab er den Freund nicht verloren. Er bat die beiden Anderen, sich zu entfernen, Johann aber, ihm ein kurzes Gehör zu schenken.

Wohl schien der Letztere dazu wenig gesonnen; allein die Bitten Adalberts überwandten seinen Unmuth. Er gedachte so manches Guten, das ihm während der langen Haft durch Adalbert erwiesen

worden war, und ließ dem Bruder Marias williger Gehör, als dieser nun begann:

„Ich ehre Deinen Widerwillen und ich kann nicht sagen, daß er unberechtigt wäre! In sträflicher Ueberhebung hat Ulrich von Jungingen Dich und Deine Freunde zu harter Haft verurtheilt; aber Ulrich ist nicht mehr, und die Dich mit ihm verdamnten, liegen alle todt und erschlagen auf der Wahlstatt bei Tannenberg.“

„So ward ihnen, was sie verdient haben!“ lautete die Antwort Johanns.

„Du magst so denken, — ich darf es nicht! Aber hör' weiter: Nicht der gebietende und herrschsüchtige Geist des Ordens spricht aus meinem Munde zu Dir, sondern der gedemüthigte, vom Zorn des Höchsten schwer getroffene. Er, der sonst seiner Feinde spottete, bedarf jetzt des Beistandes; er, der sonst Anderen ein Beschützer war, kann sich jetzt selbst nicht schützen!“

„Du vergißest“, — unterbrach ihn Johann, — „daß Du mit einem Manne sprichst, dem die Moderluft eures Kerkers die Wangen gebleicht und die Gesundheit untergraben hat!“

„Sie wird Dir in Luft und Sonne, im guten Kampfe wiederkehren!“

„Und ich soll sie dann für den Orden einsetzen?“

Ein bitteres Lachen entrang sich den Lippen Johanns und bitter fuhr er fort:

„Der Orden hat sein Schicksal muthwillig selbst heraufbeschworen. Hart und schonungslos bedrängte er, die zu ihm hielten. Auf gütlichem Wege wollte ich zum Frieden reden, zur Milde und Gerechtigkeit mahnen, — und wurde dafür eingekerkert. Wie kann der Orden nun auf meine Hilfe zählen?“

„Und dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf!“ Adalbert trat dicht auf den Freund zu und, ihm tief ins Auge blickend sprach er:

„In Dir, Johann von Renys, suche ich nicht den zürnenden Rächer seiner beleidigten Ehre, — in Dir suche ich mehr! Ich suche das deutsche Herz und den deutschen Stolz, der es nicht ertragen kann, daß diese Lande und ihre Kultur eine Beute der raub-

gierigen polnischen und litthauischen Horden werden! Dein Bruder hat seines deutschen Blutes vergessen —

„Er that es, um mich zu rächen!“

„Und dennoch bleibt jene Schuld als unauslöschlicher Makel ewig an seinem Namen haften. Soll ich nun erleben, daß Du die gleichen Pfade einschlägst — einschlägst zu einer Stunde, die vielleicht für die Rettung oder den Untergang des Ordens entscheidend ist?“

„So hoffst Du, es werde möglich sein, dem tödlichen Streich noch einmal zu entgehen?“ — Johann schüttelte zweifelnd den Kopf, doch Adalbert entgegnete ihm:

„Ja, es ist möglich, — aber nur in einem Fall!“

„Und dieser eine Fall wäre?“

„Wenn Alles, das im preußischen Lande deutsch denkt, spricht und fühlt, sich aufrafft und fest zusammenhält gegen Wladislaus und Witold! — Wir, die des Ordens sind, kennen unsere Pflicht, die wir feierlich beschworen haben. Dich und tausend Andere bindet kein Eid. Bei euch rufen wir die Liebe zur Heimath an, die echte und wahre Seelengröße, die vergessen und vergeben kann. Soll ich sie in Dir, dem Bruder, dem Manne, nach dem Maria in alter Treue ausschaut, vergebens suchen?“

Die Stimme Adalberts klang tief bewegt. Von seinen Worten hingerissen, warf Johann sich an seine Brust und rief ihm zu:

„Nein, das verhüte der allmächtige Gott! Was ich auch gegen das Regiment des Ordens vorzubringen habe, — in dieser Stunde will ich es tief in mir vergraben, — in dieser Stunde nur der Heimath und ihrer Bedrängniß denken!“

„Johann, mein Freund, mein Bruder, in dem ich mich nicht getäuscht habe, Dank, heißen Dank! Du bleibst also bei uns!“

„Bei Dir, um an Deiner Seite den Horden aus dem Osten zu wehren. Aber wenn sie zurückgetrieben sind?“ —

„Dann führe ich selbst Dich meiner Schwester zu, dann werde ich ihr sagen: Er war ein Held in Noth und Drangsal, ein größerer, als er zwischen dem Wege in die Freiheit oder dem auf die Wälle der Marienburg, zu wählen hatte. Auch wird er ein Hüter und ein Stab in guten und bösen Tagen sein!“ — —

So mußte denn Friedrich von Kynthenau ohne den Freund gen Kulm reiten, während Johann auf der Veste verblieb und sich mit Adalbert in die Arbeit theilte. Und Arbeit gab es genug! Täglich trafen neue Flüchtlinge ein, die, soweit sie die Waffen führen konnten, als Verstärkung willkommen waren. Aber auch der Verwundeten und Kranken zählte man viele, denen die Hilfe Adalberts dringend Noth that. Daher kam es, daß dieser die Leitung der kriegerischen Angelegenheiten fast ganz dem Freunde überließ, indeß er selbst mit der Ausübung seines Samariterdienstes und der Anordnungen für die Sicherheit der Burg vollauf zu thun hatte.

Nur zur Abendstunde saßen die beiden Schwäger zusammen und beriethen ernst und sorgenvoll über den kommenden Tag. Noch immer war der Polenkönig mit seinem Heere nicht vor Marienburg angelangt; und doch hätte er, wenn er sich rasch auf den Weg machte, schon sein Lager an der Togat aufschlagen können. Daß Wladislaus vorzog, seinen Sieg durch große Gelage zu feiern und darüber die beste Zeit versäumte, konnte man in Marienburg nicht wissen und blieb deshalb in steter Erwartung eines feindlichen Angriffes.

Auch die Wahl eines neuen Hochmeisters wurde bei solchen Gesprächen erwogen. Zwar hatte Johann von Kenys mit dieser Angelegenheit Nichts zu thun, aber das hinderte ihn nicht, darauf hinzuweisen, ein wie großer Fehler die Wahl Ulrichs vor wenigen Jahren gewesen war. Adalbert stimmte ihm darin bei und beklagte, daß der Orden die Mahnung des sterbenden Konrad nicht beachtet habe. Wer aber sollte nun der Nachfolger des in der Schlacht Gefallenen werden? — So unbestritten das Ansehen Adalberts war, so sehr sehnte er sich, eine Verantwortung, der er sich als Kriegsmann nicht gewachsen fühlte, von den eigenen Schultern auf stärkere übertragen zu sehen.

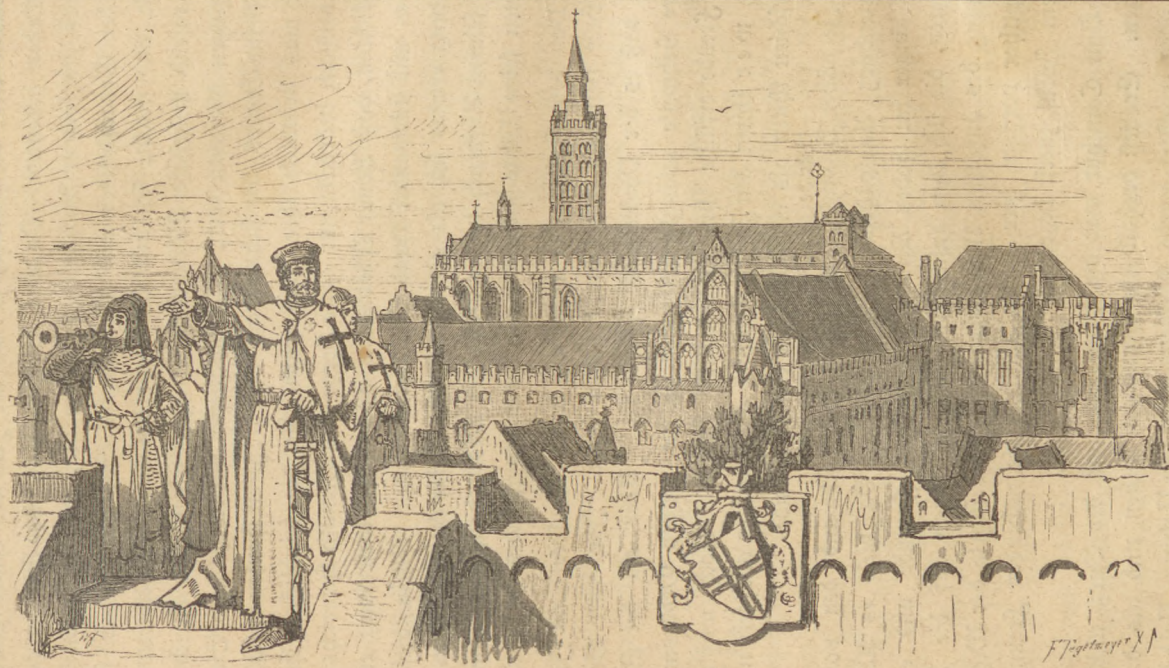
Zu seiner Genugthuung sollte auch dieser Tag bald kommen. Denn noch gab es unter den Gebietigern einen Mann, der dem Verderben in der Schlacht bei Tannenberg entgangen war: Heinrich von Plauen, Comthur von Schwetz. Ihm hatte Ulrich die Hut der Landschaft Pommerellen anbefohlen und er erkannte, als ihn

die Kunde von der furchtbaren Niederlage des Ordensheeres erreichte, mit einem Blick die Gefahr, welche der Fall der Marienburg für den Orden bedeutete. Da war sein Entschluß ohne Säumen gefaßt. Er gab sich keinem fruchtlosen Schmerze hin, sondern sammelte so viele der Ordensbrüder und versprengten Söldner, als er finden konnte, und machte sich mit ihnen auf den Weg nach Marienburg. Dreitausend wehrhafte Männer hatte ihm seiner Zeit Ulrich von Jungingen überantwortet; zu diesen stießen unterwegs noch Einzelne und kleine Trupps, die sich freudig dem größeren Haufen anschlossen. Aber was bedeutete ihre Zahl gegen die des feindlichen Heeres! Und dennoch bedrückte nur eine Sorge das Gemüth Heinrichs: Die Möglichkeit, daß König Wladislaus vor ihm Marienburg erreicht und es mit stürmender Hand genommen habe. Allein diese Befürchtung erwies sich als grundlos. Als Heinrich am dritten Tage nach seinem Ausbruch in die Nähe des Ordenshauptstizes kam, vermochten seine Blicke nirgends eine Spur des Feindes zu entdecken.

Von den Fenstern der Hochburg hatten Adalbert und Johann das Heer Heinrichs von Plauen nahen sehen. Ihr erster Gedanke war, daß es der Vortrab der Feinde sei. Aber als der Zug in bessere Sehweite gelangte, erkannten sie die weißen Ordensmäntel, und Freude erfüllte ihre sorgenvollen Herzen. Noch wußten sie nicht, wer ihnen den Zuzug brachte; doch wer es auch sein mochte, er erschien ihnen als ein Retter in ernster Stunde.

Je näher Heinrich kam, desto mehr schwand den von der Marienburg Auspähenden der Zweifel. Da hielt es Adalbert nicht länger im hohen Remter. Mit dem Freunde und einigen Anderen, die sich ihm anschlossen, eilte er hinab auf die Wehrbrüstung des äußersten Mauernkranzes. Hier führte der Weg zum Hauptthor vorüber, hier wollte Adalbert die nahenden Freunde mit lautem Zuruf zuerst begrüßen.

Dem Comthur war die Bewegung auf der Burg nicht entgangen. Er ließ deshalb ein Hornsignal geben und als dasselbe von oben erwidert wurde, beschleunigte er sein Mahen. Bald darauf vernahm er die Stimme Adalberts, der ihm von der Zinne entgegenrief:



„Wer Du auch seiest, der Du im Gewande der Ordensritter heranziehst, sei uns von Herzen begrüßt!“ . . .

„Wer Du auch seiest, der Du im Gewande der Ordensritter heranziehst, sei uns von Herzen gegrüßt!“

Heinrich von Plauen freute sich der Anrede und entgegnete dem oben Harrenden:

„Auch ich weiß Deinen Namen nicht. Aber froh begrüßt Dich ein Mann, der nichts Besseres hofft, als Dir ein treuer Kampfgenos zu sein: Heinrich von Plauen, den Konrad von Jungingen vormals zum Comthur von Schwetz ernannt hat!“

„Wenn Du Dich Heinrich nennst, sei uns doppelt willkommen; denn ein Heinrich war es, den uns der Mund Konrads in seiner Todesstunde empfahl!“

Dann gingen die Zugbrücken nieder, die Thore flogen auf und mit Rittern und Reifigen, Pferden und Wagen zog der Comthur von Schwetz in die hochragende Marienburg. Voll Ehrerbietung empfing Adalbert den im Range so hoch über ihm Stehenden; dieser aber umarmte den Jüngling und lobte die Anordnungen, die mit geringen Mitteln von ihm zur Vertheidigung der Burg getroffen worden waren.

Johann hatte sich bei dem Einzug Heinrichs zurückgezogen. Er trug das Kleid des Ordens nicht und mußte gewärtigen, daß der neue Ankömmling ihm gegenüber vielleicht die alte Strenge Ulrichs walten lassen werde. Dies zu verhindern, war eine der ersten Sorgen Adalberts. Freimüthig bekannte er dem Comthur, aus welchen Gründen er die Haftentlassung der drei Gefangenen angeordnet habe, verschwieg auch sein bedeutsames Gespräch mit Johann nicht und hatte die Freude, daß Heinrich alles Geschehene guthieß. Ja, er ließ Johann vor sich entbieten und schüttelte ihm die Rechte mit den freundlichen Worten:

„Euer künftiger Schwager Adalbert hat mir erzählt, wie er Euch zu einem Vertheidiger dieser Burg gewann. Als solchen heiße auch ich Euch willkommen. Jetzt kämpfen wir Seite an Seite; und wollt Ihr Euch später von uns trennen, so soll keine Feindseligkeit zwischen uns bestehen, so lange Ihr selbst nicht danach begehrt!“

Johann erwiderte den Händedruck des Comthurs kräftig und entgegnete:

„Seid ohne Sorge! Denn Euch kennen wir in Kulm als einen Mann, der seines Amtes gerecht und weise walten wird. Hätte der Orden vor Zeiten Euch anstatt Ulrichs von Jungingen zum Hochmeister gewählt, es wäre Vieles anders gekommen!“

Heinrich sah den Eidechsenritter ernst an.

„Laßt den Todten ihren Frieden! Sie strebten nach ihrer Weise für den Ruhm des Ordens; wenn sie Fehler begangen haben, sei es uns eine heilige Pflicht, künftig Pfade zu wandeln, die zu besserem Ziele führen!“

„Thut das, Herr, und Ihr werdet auch die für Euch gewinnen, die dem Orden heute voll Mißtrauen gegenüberstehen!“

„Ich hoffe es!“ —

Damit war das Gespräch beendet.

Für den Comthur und seine Ritter begann jetzt eine Zeit voll angestrengtester Thätigkeit und schwerster Verantwortung. Denn Heinrich mußte bald einsehen, daß er mit seinen geringen Streitkräften die Burg nur dann halten konnte, wenn er die Stadt zu ihren Füßen opferte. Die Größe der letzteren machte ihre Vertheidigung unmöglich, dem Feinde dagegen würde sie Schutz und Deckung gewährt und die Eroberung der Burg erleichtert haben.

Eine ganze Stadt opfern, fleißige und schuldlose Bürger aus ihrem Besitzthum treiben und ihnen nur die Wahl zwischen der Wanderung ins Ungewisse oder hartem Dienst auf der Burg lassen, — es war eine grausame Entschließung und lange kämpfte der Comthur mit sich selbst, ob ihm kein Ausweg bleibe. Aber wie gewissenhaft er auch nachsann, er fand keinen. So gebot er denn, alle Lebensmittel, das Vieh und die Kostbarkeiten aus der Stadt in die Burg zu bringen und stellte den Einwohnern anheim, ob sie sich hinter seine festen Mauern begeben oder an einen anderen sicheren Ort flüchten wollten.

Schweren Herzens, wie der Befehl gegeben, wurde er ausgeführt. Weinend trennten sich die Menschen von ihren Häusern und Hütten und suchten mit ihrer beweglichen Habe das Weite oder, dem Beispiel ihres Bürgermeisters folgend, eine Zuflucht in der Burg. Von den Zinnen der letzteren sahen sie, wie die Flammen ihre Häuser verzehrten und ihre Vaterstadt zu einem rauchenden Schutt und



Trümmerfeld wurde. Nur die Johanneskirche und das Rathhaus widerstanden den Gluthen und ragten als einsame Wahrzeichen aus der allgemeinen Zerstörung empor.

Aber Heinrich blieb dabei nicht stehen. Die anwesenden Ordensritter hatten ihn, von dessen Thatkraft sie das Beste hofften, bis zur Wahl eines neuen Hochmeisters zum Statthalter ernannt, der das erledigte Amt nach Recht und Billigkeit zu verwalten habe. Als Statthalter ließ er auch aus der Umgegend Vieh, Lebensmittel und Waffen sammeln, die Nogatbrücke zerstören und Tag und Nacht an der Befestigung der Burg arbeiten. Die benachbarten Landleute halfen die Besatzung verstärken und selbst aus Danzig trafen, von den dort ansässigen Deutschen ausgerüstet, vierhundert Schiffsknechte ein, um für den Orden zu kämpfen. So wuchs die Zahl der Vertheidiger binnen wenigen Tagen auf fünftausend Köpfe an, von denen Heinrich zweitausend in das hohe Schloß verlegte und selbst befehligte, während eine gleich starke Abtheilung die Mittelburg besetzte und für die Vertheidigung der Vorburg tausend Mann unter den Befehlen Adalberts und Johannis übrig blieben.

Die beiden jugendlichen Männer schlossen sich in diesen ernsten Tagen immer fester an einander an und gewannen sich stündlich lieber. Ein Gefühl größerer Sicherheit war mit dem Nahen Heinrichs über sie gekommen; dagegen hegten sie umso schlimmere Unruhe, wenn sie Marias und ihrer Mutter gedachten. Die Befürchtung, daß Theile des feindlichen Heeres sich nach Kulm wenden möchten, lag nur zu nahe und die Haltung Nikolaus' von Kenys ließ wenig Hoffnung, daß er sich den Polen und Litthauern widersetzen werde. Zwar hatte Johann den scheidenden Friedrich von Kyntzenau gebeten, Maria und ihrer Mutter seine Grüße zu bringen und ihnen zu sagen, was ihn auf der Marienburg zurückhalte. Aber er hatte keine Bürgschaft dafür, daß Friedrich sich zu dieser Botschaft verstehen werde.

Und doch hatte dieser es über sich gewonnen, das Haus Frau Waltrauts aufzusuchen und ihr wie Maria Bericht über Johann und sein Ergehen abzustatten. Wenig ermuthigend war für Friedrich der Empfang durch Frau Waltraut gewesen; erst als sie hörte, daß Johann sich entschlossen habe, an der Seite Adalberts die Marien-

burg gegen den Polenkönig und seinen Vetter zu vertheidigen, fand sie freundlichere Worte. Umso gespannter lauschte Maria dem Boten; und als ihre Mutter von einer Magd abgerufen wurde, benützte Maria die Gelegenheit, eine Anzahl Fragen an Friedrich zu richten. Sie wollte wissen, wie Johann die lange Haft ertragen habe und ob er sich jetzt neugestärkt fühle; sie wollte hören, welche Aussichten vorhanden waren, den siegreichen Gegner aufzuhalten und ihm die Frucht seines Sieges zu entreißen. Sie fragte mehr, als Friedrich zu beantworten im Stande war; aber als sie aus seiner Antwort seine Zweifel zu vernehmen glaubte, da war ihr Entschluß gefaßt. Sie dankte dem Boten und bat ihn nur noch, ihr zu sagen, ob der Weg nach Marienburg am Ufer der Weichsel entlang noch frei sei?

Ueberrascht sah Friedrich, der unschwer ihre Absicht errieth, sie an, ungläubig fragte er:

„Ihr wollt den Weg dorthin selbst suchen?“

Maria bejahte weder noch bestritt sie die Vermuthung Friedrichs; sie antwortete nur:

„Ich habe bisher keinen Entschluß gefaßt, aber Ihr dürftet errathen, wohin mein Herz mich zieht!“

„Und Eure Mutter?“

„Sie ist hier schutzloser, als in der Veste, — sie wird sich meiner Bitte nicht widersetzen!“

„So nehmt nur einen Rath von mir: Beeilt die Reise und sucht Euch einen zuverlässigen Schiffer, der Euch auf dem Wasser befördert. Dort seid Ihr vor den Speeren der Polen am sichersten. Gestern waren die Wege zu Lande noch frei; wer aber weiß, ob sie es heute noch sind!“ —

Maria hatte genug gehört. Als Friedrich bald darauf Abschied genommen hatte, trat sie zu der Mutter und trug dieser ihre Wünsche vor. Wohl schrak Frau Waltraut zuerst vor dem Gedanken, ihr Haus in Kulm verlassen zu müssen, zurück; aber noch furchterregender war ihr die Möglichkeit, daß ein Theil des feindlichen Heeres sich der Stadt bemächtigen und ihr das Schicksal so mancher anderen bereiten könnte. Und rascher als Maria gehofft hatte, erklärte sie sich mit dem Vorhaben der Tochter einverstanden. Die



Ungefährdet wurden sie von den Wellen des Stromes bis nahe an die Mauern von Marienburg getragen.

Gewißheit, dem geliebten Sohne in den kommenden ersten Stunden näher zu sein, gab im Herzen Frau Waltrauts den Ausschlag.

Ein Schiffer war bald gefunden, ein paar treue Knechte fuhren zum Schutze der Frauen mit und schon der nächste Morgen sah sie auf der Fahrt gen Norden. Ungefährdet wurden sie von den Wellen des Stromes binnen zweier Tage bis nahe an die Mauern von Marienburg getragen. Die dampfenden Trümmer der zerstörten Stadt weckten die Besorgniß der Frauen, doch legte sie sich wieder, als sie erfuhren, daß nicht Feindeshand, sondern die eherne Nothwendigkeit das verheerende Feuer entzündet hatte.

Mit einem Häuflein Zufluchtsuchender fanden Frau Waltraut und ihre Tochter den Weg bis an ein Thor der Vorburg. Niemand forschte nach ihrem Begehr, — kamen sie doch gleich hundert Anderen, die des Schutzes bedurften. Aber als sie nun nach dem Sohn und Bruder fragten, nahm einer der Söldner sich ihrer an und führte sie auf den Wallgang, wo Adalbert und Johann in steter Thätigkeit die Arbeiten zur Vertheidigung leiteten.

Die beiden glaubten ihren Augen nicht trauen zu dürfen, als sie die Nahenden erblickten. Dann aber schloß Adalbert mit einem Freudenruf die Mutter in seine Arme, während Maria sich an die Brust Johannis schmiegte und umsonst nach Worten rang, die auszudrücken vermocht hätten, was ihr Herz bewegte. Alles Leid, wovon sie fast drei volle Jahre bedrängt gewesen war, schien in diesem Augenblick vergessen und neue Hoffnung begann sie zu erfüllen.

Frau Waltraut war es, die zuerst das Schweigen brach, indem sie dem Sohne die Wangen streichelte und zu ihm sprach:

„Mein armer Adalbert, wie mußt Du gelitten haben, als die furchtbare Nachricht von der Niederlage des Ordensheeres in Marienburg eintraf! — Aber nun seh' ich Dich in jugendlicher Kraft vor mir stehen und Deine Blicke leuchten wie die eines Mannes, der ungebrochenen Muthes in die Zukunft schaut. Dürfte ich Deine Zuversicht, mein theurer Sohn, doch theilen, — dürfte ich mit Maria hoffen, daß alles Leid sich hier für uns zum Guten wenden möge!“

„Du darfst es, Mutter! Denn sieh, wir sind unser fünftausend beherzte Männer, furchtlos und entschlossen, durch jähes Ausharren

dem Feinde zu wehren, wenn seine Horden sich bis hierher ergießen sollten. Und ob er uns um ein Vielfaches überlegen ist, er soll sehen, daß fester noch, als die Mauern der Marienburg, die deutsche Treue sich bewährt. An unserer Spitze steht Heinrich von Plauen, der von Schwetz hergeeilt ist, um unser Geschick zu wenden, oder es zu theilen. Und hier, — er führte Frau Waltraut zu Johann und Maria, — hier, geliebte Mutter, steht ein Mann, dem schweres Unrecht durch den Orden widerfahren ist, der guten Grund hätte, das Ordenskleid und was sich unter ihm birgt, zu hassen, und dem dennoch das Herz heute so stark und laut für deutsche Besittung und deutsche Ehre schlägt, daß er seinen Arm freudig unserer Sache leiht!"

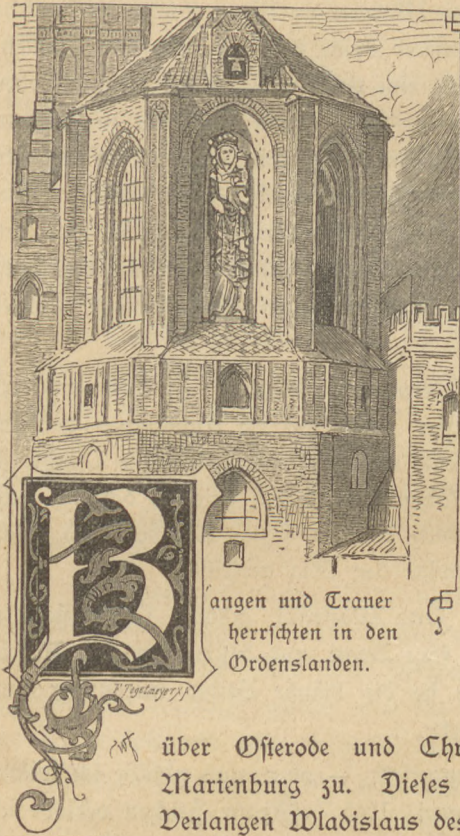
"Ja, theure Frau, — erwiderte Johann, — Euer wackerer Sohn sagt nicht zuviel. Hier oben, wo ich Unfägliches gelitten, habe ich trotz alledem erkannt, was jetzt meine heiligste Pflicht ist. In Eurem und Marias Nahen sehe ich ein Zeichen, daß ich recht gehandelt habe; so segnet mich, Mutter, segnet Adalbert und mich, daß unseren Waffen der Ewige den Sieg verleihe!"

Berührt vernahm es Frau Waltraut, gerührt schloß sie den ernstern, blassen Mann in ihre Arme und küßte ihm und Maria die Wangen. Dann fügte sie die Hände Beider ineinander und sprach, zu Johann gewendet:

"Ich habe an Dir gezweifelt, — aber nun glaube ich wieder an Dich, Johann von Kenys! Und des<sup>6</sup> zum Zeichen verlobe ich Dir heute zum zweiten Male meine geliebte Tochter. Möchte die Friedensstunde nicht ferne sein, in der ihr an geweihter Stätte den Bund für Zeit und Ewigkeit schließet!"

Dankbar küßten Johann und Maria die Hand der Mutter; darauf begaben sich alle Vier vor das Angesicht des Statthalters, der Mutter und Tochter herzlich willkommen hieß und ihnen in der geschützten Hochburg ein paar geräumige Gemächer als Aufenthaltort anweisen ließ. Hier richteten sich die beiden Frauen häuslich ein, während Adalbert und Johann sich ihrer Pflicht mit verdoppeltem Eifer hingaben.

VII.



Während der geschilderten Vorgänge auf der Marienburg hatten sich schon zahlreiche Ortschaften den feindlichen Fürsten unterworfen, deren Horden sich raubend und mordend über das wehrlose Land ausbreiteten. Gebieterisch forderte Wladislaus von allen Unterthanen des Ordens für sich die Huldigung und den Treueid; wer sich dessen weigerte, wurde mit Strafen bedroht, „also daß noch die Kindeskinde darüber weinen sollten!“ Der Zug des Königs bewegte sich

über Osterode und Christburg geradenweges auf Marienburg zu. Dieses zu erobern war das heiße Verlangen Wladislaus des Zweiten, der von der bezwungenen Hauptveste des Ordens aus das Ende des letzteren zu verkünden gedachte. In der Schlacht von Tannenberg und auf seinem Eroberungszuge hatte er reiche Beute und nicht weniger als fünfzehntausend Gefangene gemacht, deren Leben in seiner Hand war; sie alle sollten eines jähen Todes sterben, wenn ihm Marienburg zu widerstehen wagte.

Am zehnten Tage nach der Schlacht traf der König vor der Marienburg ein. Er hatte gehofft, in der Stadt für sich und einen Theil seines Heeres ein Unterkommen zu finden und sah nun finsternen Blickes die verkohlten Trümmerhaufen. Umso sicherer rechnete er auf eine rasche und bedingungslose Uebergabe der Burg;

aber der Donner der Geschütze, der ihm bei seinem Tathen von oben entgegenschallte, belehrte ihn bald eines anderen.

Seine Absicht, die Uebergabe fordern zu lassen, wurde von vornherein vereitelt; so entschloß er sich nothgedrungen zu einer regelrechten Belagerung. Tausende schwieliger Fäuste mußten sich regen und um die Veste im weiten Bogen Wälle und Hütten bauen, Laufgräben auswerfen und das Geschütz aufpflanzen. Ebenso suchte Wladislaus die Mauern durch Untergraben derselben zu Fall zu bringen, während die Zinnen und Thürme der Burg von den schweren Kugeln und Wurfsteinen zwar erschüttert, aber nicht niedergelegt wurden.

Allein oben wachten scharfe Augen und furchtlose Herzen. Jede Annäherung feindlicher Haufen, die eine Ueberrumpelung durch Erklimmen der Mauern planten, wurde durch den Heldenmuth ihrer Vertheidiger zurückgeworfen. Schwere Steine, siedendes Wasser und blanke Speere bedräuten die Stürmenden, während die groben Geschütze der Veste den König und seinen Vetter in respectvoller Entfernung hielten.

Für Johann und Adalbert gab es nun noch ernstere Arbeit, als zuvor. Mit einer Umsicht, der Nichts entging, traf der Erstere seine Anordnungen, überall selbst anwesend und seine Untergebenen durch Worte und Thaten aneifernd. Für Adalbert aber gab es eine stillere, nicht minder heilige Aufgabe: Die Pflege der im Nahkampfe mit den Feinden Verwundeten und von den polnischen Geschossen Getroffenen. Heinrich von Plauen hatte einen geräumigen Saal zur Pflegstätte der Kampfunsfähigen bestimmt; hier waltete Adalbert seines Amtes, von Frau Waltraut und Maria treulich unterstützt. Adalbert selbst konnte nicht viel mehr thun, als die Wunden verbinden und den Kranken Verhaltungsmaßregeln ertheilen; den beiden Frauen, denen sich bald andere gesellten, fiel die erhebende Aufgabe zu, den Siechen und Leidenden aufopferungswillige Pflegerinnen zu sein.

Ueber Allem schwebte der Geist des neuen Statthalters. Wie er im Krankensaal von einem Lager zum anderen schritt, so fehlte Heinrich auch nicht bei den Geschützmannschaften, wenn sie sich ihr Ziel im Feindeslager suchten, oder auf den Wällen der Vorburg,

wenn verwegene Polen oder Litthauer sich durch List und Gewalt den Eintritt in die Veste zu erzwingen trachteten. Wie er für jeden Kranken ein Wort des Trostes und der Hoffnung hatte, so hob er die Zuversicht der Streiter durch freundliches Lob und ermunternden Zuspruch. Er mußte ja vor Allen das Haupt hoch tragen und durfte sich nicht merken lassen, wie schwer der Kummer ihn oft im Geheimen bedrängte. Wenn er von den höchsten fenstern der Burg das Land im weiten Umkreise überblickte, dann sah er, wie die Horden der Polen und ihrer Verbündeten die Felder überschwemmten, auf denen sonst die Hände friedlicher Landleute den goldenen Erntesegen in Garben banden, — dann sah er, wie ringsum die Städte, Dörfer und Gehöfte in flammen aufgingen und dunkler Qualm den Horizont verfinsterte. Ja, er sah noch mehr! Er mußte zu seinem Schmerze Zeuge sein, wie die Schiffer von Thorn und Elbing Lebensmittel und Kriegsbedarf in das feindliche Lager brachten, wie die Stadt Danzig dem Könige sogar eine bewaffnete Kriegerschaar zuführte. War das die Rache für die ungerechte Einferkерung ihres Rathsherrn? — Heinrich mußte sich die Frage bejahen und beklagte nun doppelt die rasche That Ulrichs von Jungingen. Und als gar ein Späher ihm die Kunde brachte, daß der Bischof von Kujavien den Feinden die reichen Kirchen und Klöster selbst geöffnet habe, da war dem Statthalter, als stiegen die Seufzer des schwer gedrückten Volkes zu ihm empor, als hörte er das flehen der Frauen und unschuldigen Kinder, deren Gatten und Väter erschlagen waren oder in der Gefangenschaft des wilden Gegners schmachteten: „Hilf uns zum Frieden, Herr, hilf uns!“

Nicht weil er an der Widerstandsfähigkeit der Marienburg zweifelte, sondern um der allgemeinen Noth zu steuern, rang er sich selbst nach langen Erwägungen den Entschluß ab, eine friedliche Lösung zu versuchen. Aber zuvor hielt er für geboten, mit den Ordensrittern, die sich um ihn scharten, ernstern Rathes zu pflegen. Er stellte ihnen mit schlichten Worten vor, wie die Dinge lagen, und kaum Einer dachte anders, als er selbst. Sie waren alle zum äußersten Widerstand bereit, aber sie verhehlten sich dennoch nicht, daß die Schonung des Landes vor vollständiger Verwüstung durch ein angemessenes Opfer nicht zu theuer erkauft sein



würde; als ein solches sahen sie die Abtretung der Lande Kulm, Michelau und Pommerellen an.

Ein einstimmiger Beschluß war erzielt. Nun galt es noch, einen Mann zu wählen, der den Weg in das Lager des Polenkönigs und seines Veters antrat. Heinrich war gesonnen, selbst den schweren Gang zu thun; aber die Bitten und Vorstellungen der Seinen bewogen ihn, den Plan aufzugeben.

„Wer soll,“ — so hieß es, — „hier oben des Amtes als Statthalter walten, wenn es Wladislaus beliebt, Euch festzuhalten? — Wo finden wir einen Zweiten, der Euch ersetze, wenn Ihr uns nicht zurückkehrt?“

Solche Gründe ließen sich nicht von der Hand weisen; Heinrich selbst aber lenkte die Wahl auf Adalbert, indem er anhub:

„Wenn Ihr mich nicht aus Eurer Mitte gehen lassen wollt, so verstatet doch, daß ich selbst den Mann bestimme, der mich vor dem Angesicht des Königs und seiner Feldhauptleute vertreten soll! — An Dich denke ich, Adalbert von Hohenstein! Wenn Du gesonnen bist, dem gefürchteten Wladislaus und seinem wilden Vetter Auge in Auge zu sehen, so sollst Du mir ein würdiger Vertreter sein!“

Die Wangen Adalberts überflog ein helles Roth und freudige Erregung durchzitterte ihn. Raschen Schrittes trat er aus den Reihen der ihn Umgebenden hervor und begeistert lautete seine Antwort:

„Herr, ich danke Euch, daß Ihr mich einer so hohen Sendung werth erachtet. Wie könnte mir, der ich nach äußeren Ehren nie getrachtet habe, eine größere widerfahren, als an Eurer Statt vor den ländergierigen Polenkönig zu treten! Eindringlich und gern will ich zum Frieden reden. Doch eine Frage vergönnet mir: Welche Antwort soll Jenem werden, wenn er unser Opfer verschmäht?“

„Dann verzichten wir auf jeden friedlichen Vergleich! — Die Worte, in welche Du die Absage fassen willst, bleiben Dir überlassen. Du wirst ihm eine männlich-deutsche Antwort geben. Rüste Dich ohne Säumen zum Ausbruch; alles Weitere wird Dir mein Mund beim Abschied verkünden!“

Udalbert wollte mit einer stummen Verbeugung zurücktreten, als Heinrich ihm zurief:

„Noch Eines! Nicht ohne Geleitsmann sollst Du das feindliche Lager betreten; wen willst Du zum Genossen?“

Es bedurfte bei Udalbert keiner langen Ueberlegung.

„Gebt mir den Freund, gebt mir Johann von Kenys mit! Er wird mir ein treuer Gefährte sein.“

„Er trägt nicht das Kleid des Ordens!“ wandte eine Stimme aus dem Kreise der Umstehenden ein.

„Doch wäre er würdig, es zu tragen!“ — erwiderte Heinrich. Dann wandte er sich wieder zu Udalbert: „Deine Bitte sei gewährt! Mit Johann von Kenys erwarte ich Dich binnen Kurzem, damit Du Deine Vollmacht aus meiner Hand in Empfang nimmest!“

Die Sitzung war aufgehoben und hochehregt begab sich Udalbert zu Johann. Dieser erklärte ohne Bedenken seine Bereitwilligkeit, sich dem Freunde anzuschließen. Aber als Udalbert nun zur Mutter und Schwester gehen und von ihnen Abschied nehmen wollte, bat ihn Johann, dies zu unterlassen.

„Sie brauchen nicht zu wissen, wohin uns die nächste Stunde führt und was sie uns bringt, denn schwere Sorge würde ihre Herzen erfüllen. Laß uns still von hinnen gehen und auf ein Wiedersehen hoffen!“

Dem Wunsche des Freundes widersetzte Udalbert sich nicht. Bald darauf empfing er aus den Händen des Statthalters die Beglaubigungs-Urkunde und machte sich in voller Waffenrüstung mit dem gleich ihm gewaffneten Begleiter auf den Weg.

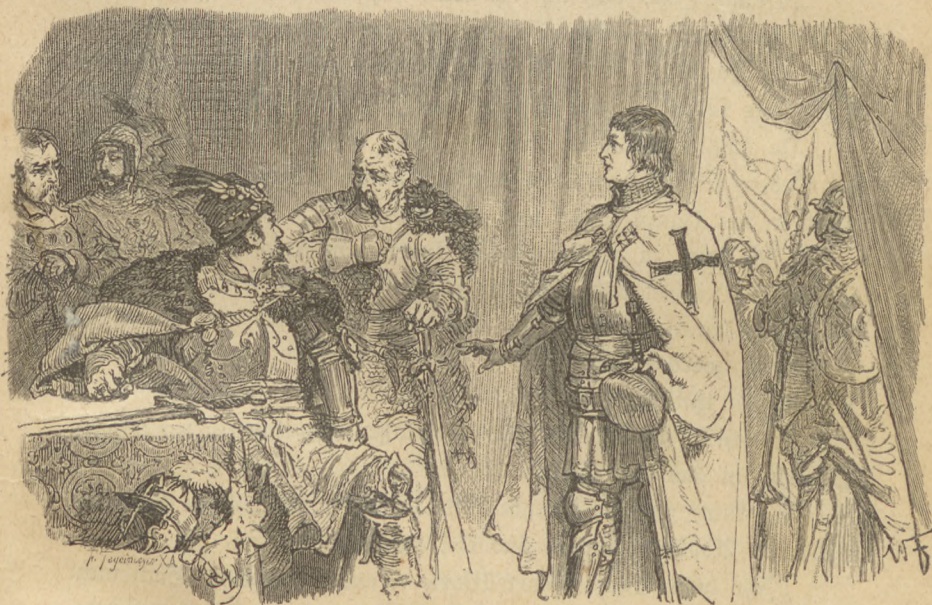
Das polnische Lager war schnell erreicht, denn es erstreckte sich bis nahe an die Mauern der Marienburg. Nach einigen Verhandlungen mit den Wachen wurde den beiden Freunden ein polnischer Edelmann mitgegeben, der sie bis vor das Antlitz Wladislaus' führen sollte.

Der König saß in seinem aus prächtigen Stoffen hergestellten Kriegszelt, zu seiner Linken den Fürsten Witold und hinter ihm die Großen seiner Krone; vor ihm auf einem Tische, auf dem seine Rechte ruhte, lag das entblößte Reichsschwert, auf einem Sessel daneben der königliche Kriegshelm. Ein aus Stolz und Verachtung

gemischtes Lächeln spielte um seine Züge, als er Adalbert eintreten sah.

Während Johann außerhalb des Zeltes auf die Rückkehr des Freundes harren mußte, bemühte sich Adalbert, den Fürsten die Vortheile, die ein rascher Friedensschluß auch für sie habe, auseinander zu setzen. Er deutete auf die Schwierigkeit einer auskömmlichen Verpflegung so gewaltiger Massen hin und schloß, nachdem er im Namen des Ordens den Frieden nachgesucht und erkannt hatte, daß es ohne ein erhebliches Opfer unmöglich sei, den harten Sinn des Königs zu wenden:

„Ich komme zwar als ein Bittender, doch nicht mit leeren Händen, sondern biete Eurer Majestät die Lande Kulm und Pommerellen als Geschenk für den Frieden!“



Aber auch dieses Angebot blieb ohne Erfolg und voll höhnischen Uebermuthes erwiderte Wladislaus:

„Wie dürft Ihr mir als Geschenk bieten, was ich durch Kriegrecht und den freien Willen Vieler bereits mein eigen nenne! Das Fähnlein von Kulm flattert jetzt und in alle Zukunft unter den

Schwinger des weißen Adlers und die anderen werden ihm folgen. Deshalb sagt Euer Hochmeister, oder ihm, der an seiner Statt das Regiment des Ordens führt: So läßt Dir König Wladislaus antworten: „„Gebt mir die Marienburg, ehe ich sie über Euren Köpfen zu Staub zermalme; gebt mir dazu ganz Preußenland bis an die Ostsee!““ Alsdann mögt Ihr wiederkommen und sehen, ob Ihr Gnade findet!“

Der Stolz Adalberts bäumte sich bei den hochfahrenden Worten. Am liebsten hätte er ohne eine Entgegnung Kehrt gemacht, doch bezwang er seinen Unmuth und fragte mit bebender Lippe:

„König Wladislaus, ist das Euer letztes Wort?“

Der Polenfürst maß den Kühnen mit den Blicken, achselzuckend erwiderte er:

„Glaubt Ihr, daß ich ein Narr sei, der nicht wisse, was er in Händen hält? — Ganz Preußen bis zur Ostsee und die Marienburg als Zugabe! Nur um diesen Preis schenke ich Euch und den Euren das Leben, — das Einzige, das Ihr heute noch Euer nennt!“

Da fühlte Adalbert, daß es unter seiner Würde als Ritter des Ordens sei, mit dem Ländergierigen ferner zu unterhandeln. Stolz warf er das Haupt zurück und entgegnete:

„Ich kam, zu großen Opfern bereit, um Frieden zu erlangen, ich hoffte Weisheit und Billigkeit zu finden. Nun kehre ich froher, als ich gekommen bin, in die Burg zurück. Gott und die heilige Jungfrau werden uns retten; Euch aber soll die Marienburg niemals zu Theil werden!“

Er schickte sich an, das Zelt zu verlassen, als ihm ein donnerndes „halt!“ an das Ohr schlug.

Es kam aus dem Munde Witolds, der unter heftigen Geberden dicht vor Adalbert hintrat und ihn anfuhr:

„Ihr habt Euch kühner Worte erfrecht! Schützte Euch nicht das Euch zugesagte Geleit, so läge Euer Kopf draußen im Sande, bevor Ihr Zeit gehabt hättet, ein letztes „Vaterunser“ zu beten. Aber Eines sollt Ihr wissen und dem, der Euch sandte, zuraunen: Fürst Witold wird keiner Ruhe pflegen, so lange in der Marienburg noch ein Ritter des deutschen Ordens das Haupt aufrecht auf den Schultern trägt. Verderben und ausrotten will ich mit Feuer und

Schwert Euch Alle, Alle, und über Euren modernden Leibern mein Siegesbanner hissen!"

Es wies mit einer Handbewegung, die jeden Zweifel ausschloß, auf den Zelteingang. Adalbert verstand ihn nur zu gut; auch gelüstete es ihn nicht, sich dem Grimm des Wüthenden länger auszusetzen.

Dennoch durfte die haßerfüllte Drohung nicht ohne Widerspruch bleiben, und furchtlos rief Adalbert, indem er sich zum Gehen wandte, den Fürsten zu:

"Ihr seid die Mächtigen, die über Tausende gebieten können. Unser Leben aber steht nicht in Eurer, sondern in Gottes Hand! Er wird Euch Halt gebieten, bevor Ihr es denkt; doch unser bleibt die Marienburg, unser das Preußenland trotz Euch!"

Ohne sich umzusehen schritt Adalbert ins Freie, während den wüthenden Fürsten seine Feldhauptleute mit Mühe zu beschwichtigen trachteten. Wohl ließ er den Ordensritter unbehelligt ziehen; aber wie zum Zeichen des von ihm beschlossenen, unabwendbaren Verderbens sandte er dem Büchsenmeister des nächststehenden Geschützes den Befehl, die Mündung seines Rohres gerade auf das Marienbild zu richten, das in einer Mauerblende der Schloßkirche weit in das Land hinausblickte, das Jesuskind auf dem Arm und ein Lilienzepter in der Rechten. Der Schuß krachte, allein das Rohr zersprang und die umherfliegenden Stücke erschlugen den Heerführer der Tartaren Bogardin und Andere, die in seiner Nähe standen.

Adalbert hatte sich inzwischen vor dem Königszelt nach Johann von Kenys umgeschaut; zu seinem Befremden vermochte er ihn nirgends zu erblicken. Er wartete eine kurze Frist; doch als Johann sich auch dann nicht einstellte, ergriff Besorgniß um den Freund das Herz Adalberts. Auf eine Frage an seinen polnischen Begleiter wurde ihm eine ausweichende Antwort zu Theil, die seltsamen Vermuthungen Raum ließ, als ob Johann überhaupt nicht mehr auf die Marienburg zurückkehren werde.

Einen Augenblick durchzuckte ein furchtbarer Argwohn das Haupt Adalberts; allein ebenso rasch schüttelte er ihn ab. Es war ja nicht möglich, daß Johann sich im Lager des Feindes von ihm

wenden und ihn allein auf die Marienburg, zu dem Statthalter, zu Frau Waltraut und Maria zurückkehren lassen konnte!

Wo aber mochte er sich denn bergen, warum sich fernhalten? — Vergebens ließ Adalbert den Blick umherschweifen, — die ihm so liebe und wohlbekannte Gestalt wollte sich ihm nicht zeigen. So war dem Arglosen vielleicht Gewalt angethan trotz des zugesagten Geleites? — Darüber wenigstens wollte Adalbert sich Gewißheit verschaffen und wenn kein anderes Mittel half, sich bei dem Könige selbst beschweren.

Noch sann er darüber nach, als aus einer großen Gruppe polnischer und anderer Ritter, die in einiger Entfernung von ihm standen, sein eigener Name an sein Ohr schlug. Aufmerksam werdend trat er näher hinzu und erkannte nun inmitten des Hausens den Freund, auf den dessen Bruder Nikolaus, Friedrich von Kynthenau und der Rathsherr Barthel Groß eifrig und leidenschaftlich einzureden schienen.

Mit raschem Entschluß trat Adalbert zwischen die Lärmenden und ruhig forderte er den Freund auf, sich ihm anzuschließen, da seine Botschaft bei dem Könige beendet sei.

Aber ihm fiel Nikolaus von Kenys ins Wort:

„Nicht Ihr habt meinem Bruder zu befehlen! Allzu lange schon hieltet Ihr ihn auf der trotzigen Zwingsburg dort oben fest; nun haben wir ihn wieder und denken ihn nicht mehr mit Euch ziehen zu lassen!“

„Ja, — fuhr Barthel Groß fort, — wir sind gekommen, für erlittene Schmach vollgiltige Rache zu nehmen, Rache für uns und Andere. Herr von Kenys hat mit uns im Verließ der Marienburg geschmachtet; er soll fortan mit uns gegen das sinkende Ansehen des Ordens und seine Burg kämpfen, bis beide in Trümmer fallen!“

Adalbert hatte einige Mühe, sich in dem Stimmgewirr, das nun laut wurde, Gehör zu verschaffen. Als man ihn endlich zu Worte kommen ließ, sprach er ruhig und bestimmt, doch nicht ohne einen schmerzlichen Ton:

„Wann der Orden und seine Burg in Trümmer sinken, das weiß nur Er, ohne dessen Willen kein Sperling zur Erde fällt. Aber Johann von Kenys hat weder von Euch, Rathsherr Barthel Groß,

noch von seinem Bruder Nikolaus Befehle entgegen zu nehmen. Der Mann, der in der Schlacht von Tannenberg sein Wort brach und seine Kampfgenossen verließ, der hat kein Recht mehr an seinen treugebliebenen Bruder!“

Eine Minute lang schien es, als wollte sich Nikolaus von Renys auf den Kühnen werfen, der ihm eine so ungeheure Beleidigung ins Gesicht schleuderte. Er hatte die Hand am Schwertgriff, als ihm sein Bruder in den Arm fiel und ihn mit Mühe vor einer blutigen That bewahrte. Aber nun wandte sich der Grimm des Hoherregten gegen Johann und bitter klangen seine Worte:

„Hältst Du die Faust zurück, die sich für die freche Schmähung Genugthuung holen wollte? — Könntest Du selbst die ungeheure Schmach vergessen, die Leopold von Kőckeritz Dir im Auftrage des Ordens angethan hat, als er Dich durch seine Söldner am Weichselufer fesseln und gleich einem Ehrlosen auf die Marienburg schleppen ließ? — Könntest Du vergessen, daß ein feuchtes Verließ dort drei lange Jahre Dein Aufenthalt gewesen ist, den Du mit widerlichem Gethier und kriechendem Gewürm theilen mußtest! — Um Deinetwillen haben wir vom Eidechsenbunde unsere Waffen denen des Polenkönigs gesellt; Dich zu befreien war unsere dringendste Aufgabe. Könntest Du das je vergessen, mein Bruder Johann?“

Der, um den der Streit sich drehte, hatte noch immer geschwiegen. In seiner Brust war durch die unvermuthete Begegnung mit dem Bruder und den ehemaligen Leidensgenossen die Erinnerung an den alten Gegensatz zum Orden mit erneuter Kraft lebendig geworden. All jene Beschwerden, deren Berechtigung selbst einsichtsvolle Glieder des Ordens nicht in Abrede stellten, — alle jene Uebergriffe, welche die stolzen und selbstbewußten Preußen zur Bildung des Eidechsenbundes veranlaßt hatten, traten wieder mit zwingender Gewalt vor sein geistiges Auge und fast wollte es ihm scheinen, als habe er sich durch sein Eintreten für den Orden einer Fahnenflucht schuldig gemacht. Aber dann wieder entsann er sich der letzten Vorgänge, des Edelmutzes, den Adalbert und Heinrich von Plauen ihm gegenüber bewiesen hatten, des Segens, den er von Frau Waltraut erbeten, den sie ihm liebevoll erteilt hatte. Und jetzt sah er die Blicke

Udalberts auf sich ruhen, fragend und gespannt, voll unendlicher Liebe, die doch von Besorgniß nicht frei zu sein schien.

Und von diesem Freunde, den er immer besser verstehen, immer herzlicher lieben gelernt hatte, sollte er sich jetzt plötzlich lossagen, das Band, das ihn beglückte, zerreißen und sich in eine Reihe mit den Parteigängern des fremden Königs stellen? — Er fühlte, daß es ihm unmöglich sei, daß er lieber sterben, als den Freund betrügen und die deutsche Sache verlassen möchte!

Aber auch dem Bruder war er zu Dank verpflichtet, auch ihn sollte kein scharfes Wort verletzen. So hob er denn an:

„Fürchte nicht, mein Bruder Nikolaus, daß ich vergessen könnte, was Du für mich unter schweren Opfern gethan hast. Dir und den Freunden weiß ich dafür Dank, der nur mit meinem Leben erlöschten soll! — Doch zürne mir auch nicht, wenn ich Dir jetzt sage: Schmach wurde mir angethan, — aber sie, die sie über mich verhängten, fielen im Kampf und er, der mich von ihr löste, war keiner Schuld theilhaft! — Mich zu befreien seid Ihr gekommen, — aber ohne Euer Zuthun erfreue ich mich schon der Freiheit! — So entbinde ich Euch der Sorgen um mich, wie ich Euch bitte: Entschlagt Euch allen Hasses, den Ihr um meinethun gegen den Orden hegt!“

„Seid Ihr von Sinnen?“ — fiel Barthel Groß ein. — „Dem Orden verzeihen? — Eher soll Danzig der Krone Polen schwören, ehe ich Frieden mit dem Orden mache und auf Vergeltung verzichte!“

„Er liegt am Boden,“ — beschwichtigte den Aufgeregten Johann von Kenys, — „und bedarf unserer Hilfe; er ist der Bannerträger der Vergangenheit gewesen und wird, so hoffe ich, der Bannerträger der Zukunft sein! Wenn Ihr ihm dazu nicht helfen wollt, so rechtet wenigstens nicht mit mir, der seinen Frieden mit dem Orden geschlossen hat!“

„Das hättest Du gethan, das könntest Du gethan haben?“

Anmuthig schüttelte Nikolaus das Haupt und grollend fuhr er fort: „So leicht betrügst Du mich nicht! Wenn Du Deinen Frieden mit dem Orden wirklich gemacht hast, so trieb Dich ein anderes Verlangen, so ist stärker als Dein gerechter Haß Deine Liebe zur Schwester eines Ordensritters, zur Tochter-frau Waltrauts!“



„Und wenn dem so wäre?“ entgegnete Johann.

„So läßt Dich eine thörichte Neigung Deines Eides vergessen und Deinen Brüdern vom Eidechsenbunde untreu werden! Bedenk', daß Du sie alle fortan zu Deinen Widersachern zählen mußt, — bedenk', daß der Untergang des Ordens beschworen und besiegelt ist! Du leihst Deinen Arm einer verlorenen Sache; Sorge, daß Du selbst nicht auch ein Verlorener seist!“

„Das Alles, mein Bruder und Ihr, Freunde, erwog ich schon bei mir. Aber was auch kommen möge, — mich dünkt es ehrenvoller, dem Unterliegenden beizustehen, als dem slavischen Sieger. Nicht ich bin es, der untreu wurde, Ihr wurdet untreu Eurer deutschen Heimath, Eurer deutschen Abstammung! Diese Treulosigkeit, Nikolaus, brachte die Noth über den Orden. Aus Haß gegen den Orden folgt Ihr dem Könige von Polen und vergeßt, daß Preußen und der Orden längst Eins geworden, daß des Ordens beste Männer preußischen Blutes sind. Was auch der Orden verbrochen haben mag, Eines hielt er immer hoch: Die Fahne des Deutschtums! Sie hat uns das Christenthum, sie hat uns edlere Sitten, tieferes Wissen und heitere Künste gebracht. Und wenn sie heute scheinbar am Boden liegt, so seid gewiß, daß sie sich bald und siegreich wieder erheben wird! Als ein deutscher Mann streite ich für den Orden wider Polen, Lithauer und Tartaren; wollt Ihr des Namens deutscher Männer werth sein, so müßt Ihr Alle meinem Beispiel folgen! — Und jetzt laßt mich mit Adalbert von hinnen gehen. Heinrich von Plauen harret der Antwort, ob Krieg oder Frieden die Lösung sein soll!“

„Was schwazt Ihr von Frieden? — Krieg ist die Lösung, Krieg, bis die Marienburg unser ist!“

Der das sagte, Herr Barthel Groß, erhob drohend die Hand gegen Johann und Adalbert, ohne seiner Drohung die That folgen zu lassen. Nikolaus von Kenys dagegen schien allen Ernstes zu überlegen, ob er den Bruder nicht mit Gewalt zurückhalten wollte.

Da trat Friedrich von Kynthenau zwischen Beide und begann:

„Laßt Euren Bruder in Frieden ziehen, Herr Nikolaus! Ich kann es ihm nicht gleichthun in Selbstverleugnung; aber seine Worte haben mich tief ergriffen und über hohe Dinge nachdenken gelehrt.“

Wer weiß, ob er nicht einen besseren Entschluß gefaßt hat, als Ihr und ich!"

„Meint Ihr, Herr von Kynthenau?"

Es klang wie herber Zweifel aus dem Munde des Eidechsenritters, allein die Zuredede Friedrichs schien doch nicht ohne Wirkung geblieben zu sein. Denn Nikolaus wandte sich plötzlich an Johann und stieß die Worte aus:

„Geh, entferne Dich schnell, ehe es mich wieder reut. Du hast gewählt, Du willst mit uns nicht mehr gemeinsame Sache machen. So verhüte der Himmel, daß Du mir im Kampfe begegnest, daß mein Schwert oder das Deine sich mit Bruderblut beflecke! — Geh!"

Die aus Schmerz und Jorn gemischte Rede schnitt in die Seele Johanns. Er streckte Nikolaus die Hand entgegen, er rief ihm zu: „Nicht diesen Abschied, mein Bruder, nicht diesen finsternen Groll!"

Aber Nikolaus blieb unbeweglich. Schon hatte er Johann den Rücken zugekehrt und that, als höre er seine Bitte nicht. Da erkannte dieser, daß der Tag der Versöhnung noch ferne sei; schweren Herzens, aber im Bewußtsein, das Rechte gethan zu haben, verließ er mit Adalbert das Lager und kehrte auf die Hochburg zurück.

Mit Spannung wurden sie hier von dem Statthalter erwartet. Adalbert berichtete von seinem Empfang bei Wladislaus. Sinnenden Blickes hörte ihm Heinrich zu. Aber als Jener geendet hatte, hob der Statthalter das Haupt und sprach:

„Wir haben Alles gethan, was sich mit unserer Ehre vereinigen ließ; fortan soll das Schwert allein entscheiden. Möge er wider uns anstürmen, der Polenkönig! Wenn unsre Herzen so stark sind wie unsere Mauern, wird er mit Schimpf und Schande abziehen müssen!"

Dann trat er zu Johann von Renys: „Ihr seht so ernst darein, — was habt Ihr im Polenlager erlebt?"

Da berichtete auch Johann von seiner Begegnung mit dem Bruder und den Herren von Kulm und Danzig. Was er bescheiden verschwieg, ergänzte der Mund Adalberts. Heinrich aber reichte Beide die Hand und sprach leuchtenden Auges:

„Wo solche Männer heranwachsen, braucht es uns um die deutsche Zukunft nicht bange zu sein. Mit Euch und Euresgleichen vereint trotz ich jedem Feinde!"

## VIII.

So nahmen denn die kriegerischen Ereignisse ihren Fortgang, — aber sie führten Wladislaus nicht zu dem ersehnten Ziel. Wie unermüdlich seine Büchsenmeister ihre Geschütze auch spielen ließen, — sie waren nicht im Stande, in die festen Mauern der Marienburg eine Bresche zu legen; wie muthig Polen und Litthauer unter der Führung Zindrams und Witolds auch in mancher Nacht die Burg durch Sturm zu nehmen suchten, — auf die Mauerbrüstung gelangten sie nicht!

Schon begann Wladislaus fast zu bereuen, daß er die Friedensanträge des Statthalters so kurz zurückgewiesen hatte. Krankheiten und Seuchen griffen im Belagerungsheer um sich und rafften Menschen und Thiere dahin. In der grauenvoll verwüsteten und ausgefogenen Gegend begann es an Lebensmitteln für den Unterhalt so Vieler zu mangeln und es kam so weit, daß Fürst Witold mit seinen Litthauern das Lager aufhob und sich, durch die Noth gezwungen, vom Heere des Königs trennte.

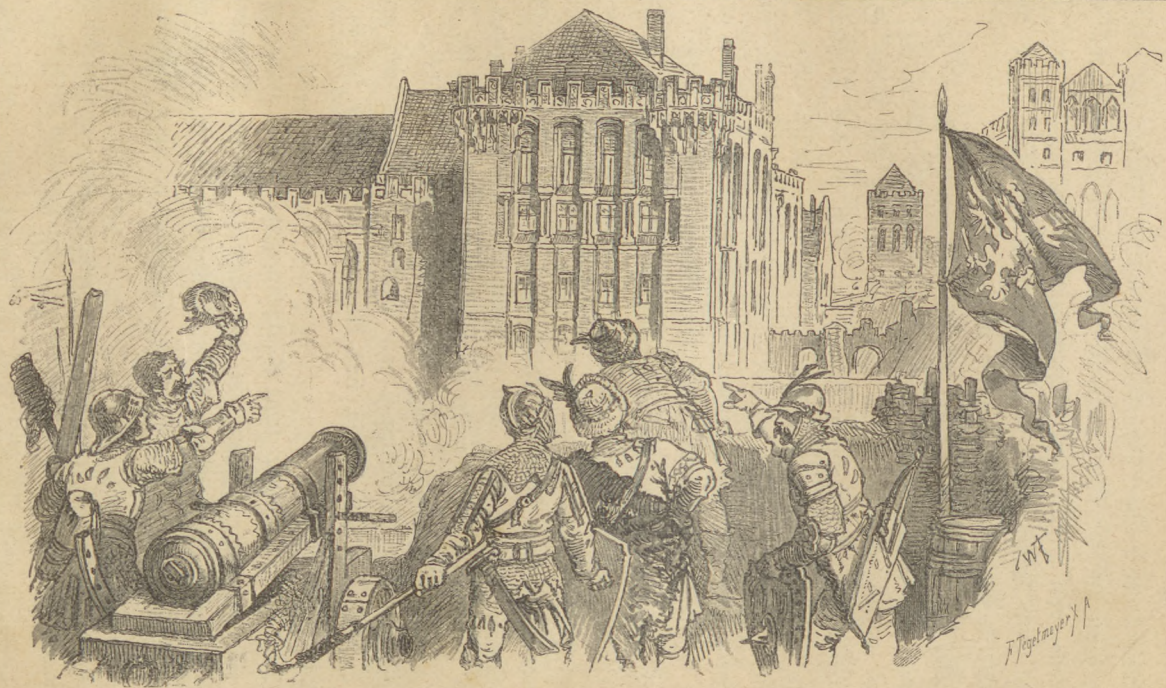
Während die Belagerer allmählich den Muth verloren, begann er bei den Belagerten, die mit allen Bedürfnissen in Folge der weisen Fürsorge Heinrichs noch reichlich versehen waren, zu steigen. Die Ordensritter unternahmen bei Tage und Nachts, wenn die feindlichen Haufen sich müd auf die herbstlich-feuchte Erde ausstreckten, Kühne Ausfälle, schlugen und beunruhigten die Polen dermaßen, daß der König endlich selbst gestand, mehr ein Belagerter, als ein Belagerer zu sein.

Fast noch tiefer, als den stolzen Wladislaus, schmerzte die mißliche Lage des Heeres seine freiwilligen Parteigänger, die Häupter des Eidechsenbundes und den Rathsherrn von Danzig. Sie machten sich im Geheimen mancherlei Gedanken und erwogen unter anderem auch, ob es räthlich und klug gewesen sei, sich im Gefolge des fremden Fürsten offen gegen den Orden aufzulehnen. Sie begannen zu ahnen, daß dort oben, in der heiß umstrittenen Marienburg, ein neuer, stärker und vornehmer Geist eingezogen war, dem es unter glücklichen Verhältnissen wohl vergönnt sein konnte, den Orden noch einmal zu einer neuen, hohen Macht und Blüthe zu führen. Aber

da sie keinen Rückweg auf der einmal beschrittenen Bahn sahen, beschloffen sie nur umso trotziger in ihrem Widerstande zu verharren und dem Orden Abbruch zu thun, soviel sie vermochten!

Durch einen gefangenen Söldner hatte Wladislaus inzwischen erfahren, daß der Statthalter mit den Ordensrittern in dem nach der Nogatsseite hinaus gelegenen großen Remter von Zeit zu Zeit der Berathung pflegte. Friedrich von Kynthenau und Barthel Groß wußten von der Zeit ihrer Einkerkering her, daß die Ordensbrüder gehalten waren, sich auf das Läuten einer besonderen Glocke ohne Säumen in den Remter zu begeben. Das hohe Deckengewölbe dieses Saales ruhte auf einem einzigen Granitpfeiler. Wenn dieser zum Einsturz gebracht werden konnte, so mußte das ganze Gewölbe zusammenbrechen und Alle, die im Saal versammelt waren, unter seinen Trümmern begraben. Darauf baute der Polenkönig einen heimtückischen Plan. Er ließ eine gewaltige Donnerbüchse auf dem linken Nogatusufer verdeckt aufstellen und scharf auf das mittelfte Fenster des Remters richten. Wenn die Kugel durch dieses schlug, so bestand in hohem Grade die Wahrscheinlichkeit, daß sie den Pfeiler traf und ein Werk furchtbarer Zerstörung anrichtete.

Gespannt lauschten Wladislaus und die Herren vom Eidechsenbund mehrere Tage lang auf den Ton des bekannten Glöckchens. Als es endlich erklang, begaben sie sich gemeinsam in die Nähe des Geschüzes. In dieser Stunde bedachten sie nicht, daß auch Johann durch das furchtbare Geschosß vielleicht den Tod finden konnte; nur das Verlangen nach Rache erfüllte sie alle, das Verlangen, dem vergeblichen Ringen durch eine entscheidende That ein Ende zu machen. In dem Augenblick, in welchem die Glocke verstummte, hob, das wußten sie, die Berathung an. Um ganz sicher zu sein, ließen sie noch eine kurze Frist verstreichen; dann winkte der König und unter einem Krachen, das die Erde erdröhnen machte, entlud sich der Schuß. Begierig folgten die Blicke dem Geschosß, das mit einem dumpfen Summen durch die Luft fuhr, — allein der erwartete Einsturz blieb aus. Wohl hatte die schwere Steinkugel den Weg durch das Fenster genommen; aber den Pfeiler sollte sie nicht treffen. Ueber die Häupter der Versammelten hinweg-



Begierig folgten die Blicke dem Geschöß, das mit einem dumpfen Summen durch die Luft fuhr.

fliegend, wenige Zoll an dem Pfeiler vorbei, schlug sie in die Wand über dem Kamin ein. \*)

Mit einer wilden Verwünschung verließ Wladislaus das Geschütz, denn auf der Burg richteten sich plötzlich mehrere Rohre nach der Stelle, von welcher der gefahrdrohende Schuß gefallen war, und sowohl dem König wie seinen Verbündeten that Eile Noth, wenn sie nicht in Lebensgefahr kommen wollten.

Auf der Burg aber hatte das Einschlagen der Kugel die Berathung jäh unterbrochen. Bestürzt sahen sich die Ritter an; wer konnte wissen, ob dem ersten nicht ein zweiter und dritter Gruß aus feindlichen Karthäunen folgte? — Sich an den Fenstern zu zeigen, war bedenklich, und Heinrich verbot es Allen ohne Ausnahme. Erst als es im Feindeslager anhaltend still blieb, wurde die Berathung wieder aufgenommen, nicht ohne lauten Dank gegen Gott, dessen Hand schützend über dem Orden gewaltet hatte.

Es waren Nachrichten von besonderer Bedeutung, die Heinrich von Plauen erhalten hatte und den Versammelten mitzuthellen gedachte; sie klangen nach der so nahe an ihren Häuptern vorübergegangenen Gefahr doppelt verheißungsreich. Der Ordensmarschall von Livland ließ melden, daß er selbst mit Heeresmacht gegen die Polen im Anzuge und bereits bei Königsberg eingetroffen sei. Aber nicht nur der Marschall nahte; auch aus Deutschland rückten, wie er kundthun ließ, Soldtruppen zum Entsatz der Marienburg heran, und endlich war der König von Ungarn von Süden her in das polnische Land gefallen.

Als der Statthalter seine Mittheilungen beendet hatte, erhob sich ein gewaltiger Jubel in der Burg. Unter Trompeten-, Posaunen- und Paukenklang, dessen Wiederhall bis in das polnische Lager hinabdrang, wurde die frohe Nachricht in allen Theilen des

---

\*) Dort ist sie noch heutigen Tages zu erblicken und eine über der Kugel eingemauerte Tafel erklärt ihre Bedeutung in dem folgenden Verslein:

„Als man zehet MCCCCX Jar  
Dieß sag ich euch allen fürwar  
Der stein wart geschossen in die want  
Hie sal er bleiben zu einem ewigen pfant.“

ausgedehnten Baues verkündet. Freudig umarmten sich Ritter und Söldner, Gesunde und Kranke, Vornehme und Geringe. Nun war die Rettung sicher und es galt nur noch eine kurze Prüfungsfrist auszuhalten und den ermatteten Feind mutzig zu bestehen. /

Verwundert vernahm Wladislaus die Freudenäußerungen der Burgbesatzung. Er fragte nach der Ursache, doch er fragte umsonst; weder seine Feldhauptleute, noch die Herren vom Eidechsenbunde konnten ihm den Grund des Jubels erklären. Dennoch wurde ihm bald genug Aufklärung!

Noch war es oben nicht still geworden, als in das Zelt des Königs ein Bote trat, der ihm aus seiner Hauptstadt Krakau Briefe überbrachte. Ihr Inhalt mochte nicht erfreulich sein, denn Wladislaus berief sofort seinen bewährten Feldherrn Zindram zu sich und ließ auch Nikolaus von Kenys, Friedrich von Kynthenau und Barthel Groß vor sein Angesicht entbieten. Mit wenigen Worten setzte er ihnen auseinander, daß wichtige Ereignisse seine Heimkehr notwendig machten und legte ihnen die Frage vor, was sie zu thun gedächten, wenn er mit seinem Heere das Lager vor Marienburg aufhobe.

Bestürzt sahen die Herren erst den König, dann sich gegenseitig an. Diese Wendung der Dinge war ihnen zu überraschend, als daß sie sich schnell in diese hätten hineinsinden können. Aber als Wladislaus nun auf Antwort drang, erwiderte Nikolaus von Kenys zögernd:

„Im Vertrauen auf die Unbesiegbarkeit Eurer Majestät hat der Eidechsenbund sich unter das Banner des polnischen Reiches gestellt. Wenn Ihr es nicht mehr gegen den Orden wehen lassen wollt, so müssen auch unsere Waffen feiern. Allein, das wisset Ihr wohl, sind wir nicht stark genug, dem Feinde Widerstand zu leisten.“

Wladislaus stieß einen Laut aus, den man entweder als ein Zeichen der Geringschätzung oder des Bedauerns deuten konnte. Dann wandte er sich an Zindram:

„Der König von Ungarn hat uns den Krieg erklärt; er senzt und brennt schon an der Südgrenze unseres Reiches. Was rät mir mein tapferer Feldhauptmann zu thun?“

Der Angeredete besann sich nicht lange. „Das Erste“, — erwiderte er, — „das der weiße Adler zu schirmen hat, ist der eigene Horst. Die Herren vom deutschen Orden werden Eurer Rache dennoch nicht entrinnen. Jetzt aber führe uns das Gebot des Königs so rasch wie möglich den Ungarn entgegen!“

„So muß ich hier den Frieden anstreben, den ich vor Wochen ausschlug! — Wer von Euch will mein Bote an den hochgemuthen Heinrich von Plauen sein?“

Er sah seine Parteigänger der Reihe nach an; aber keiner von ihnen schien geneigt, sich als Ueberbringer des demüthigenden Antrages zu dem Ordens-Statthalter zu begeben.

Das Schweigen Aller erregte den Unwillen des Königs und spöttisch fuhr er fort:

„Fürchtet Ihr den Zorn Heinrichs, — oder seine Rache? — Wähnt Ihr, mein Arm könne Euch nicht mehr schirmen, wenn Ihr droben vor dem Statthalter steht, dem nur ein Umstand, für den er dem Himmel danken mag, eine Gnadenfrist vor dem Untergange schenkt?“

Er wartete eine Entgegnung nicht ab, sondern befahl Zindram, sich sofort auf die Burg zu begeben und dem Orden den Frieden unter denselben Bedingungen anzubieten, die dieser vor einiger Zeit durch Adalbert von Hohenstein selbst aufgestellt hatte.

Mißmuthig machte der Feldherr sich auf den Weg. Ihm war der Auftrag unerwünscht, denn zu friedlichen Verhandlungen, das fühlte er, mangelte ihm die Geschmeidigkeit des Wortes und der Formen. Allein er war gewohnt zu gehorchen, wenn der König gebot, und so gehorchte er auch dieses Mal. — —

Auf der Hochburg empfing ihn Heinrich in vollem Waffenschmuck, von Adalbert, Johann und anderen seiner Getreuen umgeben. Mit Genugthuung vernahm er den Vorschlag, den Wladislaus ihm durch den Mund seines Feldherrn machen ließ; aber als Zindram nun die Antwort erbat, entgegnete ihm Heinrich:

„Auch wir heißen den Frieden vollkommen. Aber was ich Eurem Gebieter vor Wochen unterbreiten ließ, das hat heute keine Giltigkeit mehr! Damals waren wir die Bittenden und zu einem



schmerzlichen Opfer bereit; heute ist es der König, der bittet. Sagt an, welches Opfer will er um des Friedens willen bringen?"

Zindram glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen und barsch erwiderte er:

„Von einem Opfer der Krone Polen kann keine Rede sein! Wladislaus ist des Blutvergießens zwar überdrüssig, aber nicht erschöpft. Wenn er von dannen zieht, seid Ihr es, die den Vortheil habt, nicht wir!“

„Gewiß, auch wir wünschen den Frieden“, — antwortete Heinrich. — „Allein nicht minder sind uns die Gründe bekannt, die den König so plötzlich nach Frieden begehren lassen! Oder glaubt Ihr, wir wüßten nicht, daß der Ungarnkönig mit gewaltiger Heeresmacht gegen Krakau zieht? — Nicht aus Liebe zum Frieden, sondern weil ihn der Feind im eigenen Lande bedroht, will Wladislaus sich mit uns verständigen. So möge er auch den Preis zahlen, den wir zu fordern gesonnen sind!“

Zindrams Züge nahmen auf einmal einen Ausdruck der Betroffenheit an. Er sah ein, daß Heinrich nur zu gut vom Stande der Dinge an der ungarischen Grenze unterrichtet war und machte deshalb keinen Versuch, die Thatsache abzuleugnen. Mürrisch stieß er nur die Worte hervor:

„Und was begehrt Ihr als Friedensgabe?"

Heinrich zögerte einen Augenblick, wie um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, dann sprach er ruhig:

„Die Lande Kulm, Michelau und Pommerellen haben wir Euren Könige angeboten! Er ließ uns sagen, daß er sie schon besitze und ganz Preußen sammt der Marienburg dazu verlange. So trete er denn jene Lande wieder an uns ab und verzichte auf Preußen und diese Burg. Er räume das Land, — dann soll auch uns der Friede willkommen sein. Solange aber noch ein polnischer Reiter sein Roß in den Fluthen der deutschen Weichsel trinkt, so lange kennen wir keinen Frieden!“

Zähneknirschend vernahm Zindram die stolze Antwort, mühsam seinen Grimm bezwingend, entgegnete er:

„Ich will meinem Herrn Euren Bescheid ausrichten; was er zu thun gedenkt, werdet Ihr bald erfahren!“

Damit verließ er schwertflirrend und finsternen Angesichtes den Statthalter und die Burg. Ohne Säumen begab er sich in das polnische Lager und vor den seiner harrenden Gebieter.

Zindram mochte wähnen, daß die stolze Ablehnung Heinrichs den Grimm Wladislaus' reizen und seinen Entschluß wankend machen werde; aber er sollte bald eines Anderen belehrt werden. Wohl tobte der König, als ihm die selbstbewußte Erwiderung des Statthalters zu Ohren kam, doch es war die Wuth eines Ohnmächtigen; im polnischen Reiche stand zu viel auf dem Spiel, als daß Wladislaus länger in der ferne hätte weilen dürfen. An den festen Mauern der Marienburg und den tapferen Herzen ihrer Verteidiger war seine gewaltige Macht einem unerwarteten Widerstand begegnet. Der immer fühlbarer werdende Mangel an Geld und Lebensmitteln, das immer weitere Umsichgreifen von Krankheit und Unzufriedenheit im eigenen Heere zwangen ihm den endgültigen Entschluß ab, die Belagerung aufzuheben. So gab er denn ohne langes Schwanken den Befehl, im Dunkel der Nacht den Rückmarsch anzutreten. Zwei Monate lang war er vor Marienburg gelegen; einst als ein Sieger nahend, zog er jetzt von dannen als ein Gede müthiger, in schwerer Sorge um sein Reich und seine Krone.

## IX.

Als der Thürmer der Marienkirche am nächsten Morgen bei dem Licht des anbrechenden Tages den Blick nach unten schweifen ließ, gewahrte er die letzten abziehenden Schaaren, während die ersten, ein schier endloser Zug, schon am Horizont verschwanden. Schnell rief der Ton seines Hornes die Ordensstreiter auf die Wälle; sie kamen alle und sahen mit freudigem Erstaunen den Abzug des feindlichen Heeres.

Da erhob sich nicht endenwollender Jubel auf der Burg. Die Glocken wurden geläutet, Fanfaren ertönten, Freudenrufe und fröhliche Gefänge erschallten ringsum. War es doch Allen, als ob sie von einer furchtbaren Last befreit, neu aufathmen dürften!

Mit Adalbert, Johann und den Rittern stand Heinrich auf dem Wehrgang und sah den davonziehenden Feinden nach. Aber

den Wunsch der Kampfesmüthigen, die einen Ausfall forderten, um dem polnischen Nachtrabe Abbruch zu thun, dämpfte er noch. Vielleicht bediente sich Wladislaus nur einer Kriegslist, vielleicht sann er nur darauf, die Besatzung in Sorglosigkeit zu wiegen, um sie, wenn sie sich voreilig ins freie Feld wagte, dort mit leichter Mühe aufzureiben.

Erst als auch die letzten Polen den Blicken unereichbar waren, fühlte Heinrich, daß das Unerwartete zur Thatsache geworden sei. Rasch traf er nun seine Anordnungen. Mit zwei Dritttheilen der verfügbaren Streitkräfte wollte er selbst hinausziehen, um den polnischen Horden auf den Fersen zu bleiben und das Land vor weiteren Brandschätzungen nach Kräften zu bewahren; Adalbert aber überantwortete er die Hut der Marienburg.

„Einmal schon“, so sprach er zu Jenem, „habt Ihr Euch als ein treuer Verwalter anvertrauten Gutes bewährt; ich wüßte Keinen, in dessen Hände ich das unschätzbare Kleinod unseres Ordens lieber legen möchte!“

Dann versammelte er, bevor er aufbrach, die sämmtlichen Ordensbrüder zu einem Abschiedsmahl im Convent-Kemter. Nach soviel ernstern und kämpfereichen Tagen trieb es sein Herz, einige frohe Stunden im Kreise der Fröhlichen zu feiern. Er ahnte nicht, welch' hohe Ehren ihm derselbe Tag bringen sollte. Kaum war das Mahl beendet, als sich der älteste der anwesenden Ritter erhob und an den Statthalter die Frage stellte, ob er mit der Abhaltung eines Wahlcapitels vor seinem Aufbruch einverstanden wäre.

Etwas erstaunt sah Heinrich den Frager an; dann bejahte er, begab sich mit den Versammelten in den großen Kemter, erklärte das Capitel für eröffnet und forderte den Ritter auf, den Gegenstand zu nennen, den er zur Berathung und Wahl gestellt wissen wollte.

Da erhob sich der Alte von seinem Platz und sprach, auf Adalbert deutend:

„Nicht ich, sondern dieser, den wir Alle als unseren Wohlthäter lieben gelernt haben, möge reden!“

Adalbert ließ sich nicht dazu mahnen. Er hatte ja mit den Ordensherren auf der Wache und im Krankensaal Alles vorher besprochen, und kannte ihre Wünsche, die sich mit den seinen be-

gegneten. Bescheiden trat er in die Mitte der Versammelten, aber beredt flossen ihm die Worte vom Munde, als er nun begann:

„Aus tiefem Fall hat sich der deutsche Orden zu neuer Höhe erhoben, nach kurzer Ohnmacht frische Kraft gewonnen. Jeder von uns, ich darf es wohl sagen, that seine Pflicht; aber Einer war es, dessen Auge über Allen waltete, dessen Beispiel selbst den Mutthigsten ein Sporn, den Verzagten aber eine Leuchte in der Nacht ihres Kummers war. Zum Statthalter haben wir ihn erwählt, als er zu unserer Rettung aus dem fernen Schwetz gezogen kam; nun aber dünkt uns Allen, daß es an der Zeit sei, dem Orden statt des Statthalters einen Hochmeister zu geben, der unsere Geschicke stark und mit Weisheit lenke, zu dem wir Alle mit Ehrfurcht und Dank emporblicken können!“

Darauf wandte sich Adalbert zu Heinrich von Plauen: „Verzeiht, o Herr, wenn ich an Euch selbst nun das Wort richte. Aber Ihr seid es, den ich meine, Ihr, der uns Allen als der Einzige erscheint, des hohen Amtes würdig und dafür bestimmt. Ja, irren wir nicht, so seid Ihr jener Heinrich, auf den Konrad von Jungingen in seiner Sterbestunde unsere Blicke lenken wollte. — Vergönnet denn, daß wir Euch die Hochmeisterwürde anbieten und nehmt sie an als Zeichen unseres Vertrauens, unserer Liebe zu Euch!“

„Nehmt sie an, Herr, nehmt sie an!“ fiel der Chor der Anwesenden ein, den Statthalter mit Worten und Geberden bestürmend.

Heinrich sah frohbewegt auf die Menge und antwortete gelassen:

„Nicht um der Ehre, sondern um der Liebe willen, die ihr zu mir hegt, folge ich Eurem Ruf. Auch ich bin ein Mensch, der auf dem Wege nach dem Rechten und Guten vielleicht einmal den Pfad verfehlen kann. Dann, meine Brüder, seid mir freundliche Mahner, wie ihr mir jetzt begeisterte Verkünder hoher Ehren seid. In guten und bösen Tagen laßt uns treu zusammenstehen im Dienste des Höchsten, treu unserem Gelübde, zu des deutschen Ordens Ruhm und Herrlichkeit!“

„Zu des deutschen Ordens Ruhm und Herrlichkeit!“

Donnernd hallte der Ruf durch den hohen Saal, untermischt mit anderen, die dem neuen Hochmeister Heil und Segen wünschten.



Sie brachten von der Habe, die sie vor dem Tode der Feinde gerettet hatten, kostbare Angebinde.

Dann aber wurde Heinrich von Plauen eine neue Ueberraschung bereitet.

Vom Eingange her ertönten feierliche Weisen und es erschien ein Zug von jenen Bürgern der Stadt Marienburg, die seiner Zeit mit ihrem Bürgermeister eine Zuflucht auf dem festen Schlosse gesucht und gefunden hatten. Sie brachten von der Habe, die sie vor dem Nahen der Feinde gerettet hatten, kostbare Angebinde. Der Bürgermeister selbst trug einen mit Gold eingelegten Eisenhelm, seine beiden jungen Söhne ein kunstvoll gearbeitetes Hifthorn und ein reich geschnitztes Kästchen; eine Marienburger Jungfrau brachte ein geschmackvoll verbrämtes Wamms.

Im Namen seiner Gemeinde bat der Bürgermeister das neue Ordensoberhaupt, diese bescheidenen Gaben als Zeichen ihrer Dankbarkeit nicht verschmähen zu wollen.

„Vor Monaten“, — fuhr er fort, — „als Ihr den Feuerbrand an unsere Häuser legen und uns nur die Wahl zwischen der Flucht in das Ungewisse oder dem Aufenthalt hier oben ließe, da zürnte manch einer ob der Strenge des neuen Statthalters, die der Grausamkeit zu gleichen schien. Inzwischen aber haben wir erkannt, daß diese Strenge uns zum Heil gedient, daß kein gewalthätiger, sondern ein menschenfreundlicher Sinn sie über uns verhängt hat. Darum geloben wir, Euch auch ferner zu vertrauen und in Freud und Leid treu zu Euch, dem Manne sonder Fehl, zu halten!“

Jubelnder Zuruf der Ritterschaft begrüßte die Worte des Bürgermeisters. Auch ihm dankte Heinrich von ganzem Herzen und verbrachte den Rest des Tages im Kreise der Ritter und Bürger bei fröhlichem Becherklang, wie ihn die Burg seit den traurigen Tagen der Schlacht bei Tannenberg nicht mehr vernommen hatte.

Der Ritt Heinrichs durch die preussischen Lande glich einem Siegeszuge. Ueberall erhoben sich bei seinem Nahen die Gefnechteten und Unterjochten; und wie schlimm die fremden Völker auch aller Orten gehaust hatten, — sobald sie entfernt waren, regte sich neue Hoffnung in den Herzen. Die Hauptmasse der Feinde zog geraden Weges der Grenze entgegen und über dieselbe hinaus; versprengte und auf eigene Faust das Land beunruhigende Abtheilungen flohen oder erlagen dem Schwert Heinrichs und seiner Bewaffneten. Auch

die festen Grenzburgen gelangten wieder in den Besitz des Ordens, dem die Befreiten willig auf's Neue huldigten.

Unermüdtlich setzte der Hochmeister sein Werk fort. Selbst der einbrechende Winter vermochte seinen Eifer nicht zu lähmen; wo immer sich Feinde zeigten oder der Ruf nach Hilfe erging, dort fand Heinrich sich auch bald ein. Und als der Monat Februar des folgenden Jahres ins Land kam, da schloß er auf einer Weichselinsel bei der Stadt Thorn mit den Gesandten des Polenkönigs den Frieden, in welchem Wladislaus auf alle im Ordenslande gemachten Eroberungen feierlich verzichtete.

Nur eines Erfolges durfte der Polenfürst sich rühmen; er verdankte ihn lediglich dem Umstande, daß in der Schlacht bei Tannenberg so viele Gefangene in seine Hand gefallen waren. Für diese forderte er ein Lösegeld von nicht weniger als hunderttausend Schock Groschen, und Heinrich ging, trotz der unzulänglichen Geldmittel des Ordens, die Bedingung ein, um das Leben von fünfzehntausend Männern zu erhalten. Es war ein hochherziger Entschluß, — und dennoch trug er den Keim schwerer Zerwürfnisse in sich!

Während der Hochmeister auf solche Art das verlorene Ansehen des Ordens wiederherstellte und seinen Ruhm neu aufleben ließ, waltete Adalbert seines Amtes auf der Marienburg in friedlicher Weise. Er konnte sich nun auch wieder der Mutter und Schwester widmen und mit ihnen und Johann überlegen, wie sich die Zukunft für die Frauen und den Schwager am freundlichsten gestalten lasse. Frau Waltraut gedachte ihr Wort nun bald wahr zu machen und dem Brautpaar ein eigenes Heim bereiten zu helfen. Sie hatte Johann täglich lieber gewonnen und mußte das Lob, das ihm Adalbert und Heinrich von Plauen gespendet hatten, aus eigener Erfahrung bestätigen. Als ein Paar Wochen seit dem Ausritt des Hochmeisters verflossen waren, faßte sie den Entschluß, die Gastfreundschaft des Ordens nicht länger in Anspruch zu nehmen, sondern in ihre Häuslichkeit nach Kulm zurückzukehren. Auf ihren Wunsch sollte Johann selbst sie begleiten; überdies bestimmte Adalbert eine kleine Abtheilung zuverlässiger Söldner, welche die Drei wohlbeschützt nach Kulm bringen sollten.

Freude erfüllte das Herz Johannis bei dem Gedanken, die traute Heimath bald wiedersehen zu sollen und die dauernde Vereinigung mit der Geliebten zu feiern. So tapfer er sich an der Vertheidigung der Marienburg betheiligt hatte, so sehr sehnte er sich von dem kriegerischen Leben fort nach einem friedlicheren Wandel. An der Seite Marias wollte er seinen kleinen Besitz sorglich verwalten und die Zeit, die ihm übrig blieb, seinem Weibe und den Wissenschaften weihen. Der Orden, deß glaubte er sicher zu sein, werde unter dem Regiment Heinrichs keine neue Veranlassung zur Unzufriedenheit geben und ihn nicht zwingen, das Schwert zur Vertheidigung der bedrängten Bürger gegen Uebergriffe von oben, zu ziehen.

Nur der Gedanke an den eigenen Bruder schuf Johann im Stillen Pein. Wie mochte Nikolaus gesonnen sein, nachdem Wladislaus das Ordensland verlassen hatte? — War er mit dem Polenkönig gezogen, schloß er sich und den Eidechsenbund enger an die Stadt Danzig an, konnte er den trügerischen Glauben hegen, im Verein mit dieser den Kampf gegen den Orden erfolgreich fortzusetzen? — Zürnte er dem Bruder noch, weil ihre Wege so weit auseinander gegangen waren, — oder hing auch er dem Verlangen nach Frieden und Versöhnung nach?

Solche und andere Fragen bewegten das Gemüth Johannis auf dem Ritte in die Heimath; aber als er diese endlich erreichte und in die Vaterstadt zog, da wurde ihm durch den Anblick, der sich ihm bot, eine unerwartete, furchtbare Antwort. Sein Haus, die Wiege seiner glücklichen Kindheit, lag in Trümmern; aus dem Schutt ragten verkohlte Balken hervor, die ihn belehrten, daß eine Feuersbrunst sein Eigenthum verzehrt hatte. Nichts war erhalten geblieben, wohl aber schienen räuberische Hände sich angeeignet zu haben, was der Zerstörung durch das entfesselte Element entgangen sein mochte.

Der Bestürzte wollte Fragen an die in der Nähe Wohnenden richten, aber er begegnete finstern Gesichtern und verschlossenen Lippen. Alles, was er erfuhr, war, daß eine polnische Horde Kulm heimgesucht und selbst das Mahnwort seines Bruders sie nicht von ihrer Zerstörungsarbeit abgehalten habe. Ihm selbst, das fühlte er wohl, hatte sein Eintreten für den Orden in der Heimath keine



Freunde erworben; denn so sehr die Kulmer die Polen haßten, die in der Stadt genommen hatten, was sich in Eile erreichen ließ, so wenig liebten sie den Orden, der nicht im Stande gewesen war, sie vor der Brandschatzung durch die Feinde zu bewahren. Auch gab es manchen heimlichen Anhänger des Eidchsenbundes, der sein Geschick neuerdings mit Polen verknüpft hatte.



Sein Haus, die Wiege seiner glücklichen Kindheit, lag in Trümmern.

Aber es war für die Ankömmlinge an dem einen Schreckniß nicht genug! Als Johann sich mit Frau Waltraut und Maria trüben Auges von der rauchenden Trümmerstätte abwandte, um sich in

das Haus der Mutter Mariens zu begeben, fand er auch hier nur wilde Zerstörung vor. Zwar standen die Mauern noch, aber die Thüren waren eingeschlagen und was an Habe und Gut vorhanden gewesen, geraubt oder in sinnloser Vernichtungslust zertreten und verdorben. Von der Dienerschaft ließ sich keine Spur entdecken.

Kaum erschienen die verwüsteten Räume noch benützlich als Aufenthaltsort für Menschen; und doch hatten die von der Reise Ermüdeten keine andere Wahl. Den Söldnern konnte Johann getrost allein überlassen, sich ein Quartier für die Nacht zu suchen; er selbst geleitete die weinenden Frauen in das Innere des Hauses und suchte in das Chaos ein wenig Ordnung zu bringen und vor Allem eines der Gemächer so wohnlich herzurichten, daß es Maria und ihrer Mutter ein leidliches Unterkommen gewährte.

Doch als er sich dann entfernen wollte, hielt ihn Frau Waltraut zurück und sprach voll mütterlicher Liebe zu ihm:

„Warum suchst Du unter fremdem Dach ein Heim? — Im Hause Marias muß auch für ihren künftigen Gatten Raum sein! Laß' uns überlegen, wo wir Dir eine Stätte zu erquickender Rast bereiten können!“

Gern vernahm es Johann und es gelang den beiden Frauen und ihm selbst, noch so viele Polster und Decken aufzutreiben, daß auch für ihn in einem der ausgeplünderten Zimmer das Nachtlager bereitet werden konnte.

Ehe der Abend vollends hereinbrach, stellte sich auch eine alte Magd des Hauses ein, die bei einer Nachbarin ein Unterkommen gefunden hatte. Sie brachte das Unentbehrlichste zur Stillung des Hungers und Durstes, und schilderte in bewegten Worten die wilde Zerstörungslust der feindlichen Schaar, der in Kulm alle Häuser, deren Besitzer ferne weilten oder sich nicht durch große Spenden von Geld und Gut freikaufen konnten, zum Opfer gefallen waren. Die treue Seele ließ sich nicht nehmen, der geliebten Herrin sofort wieder hilfreichen Dienst zu thun und ihr Geschick auf's Neue an das von Frau Waltraut zu fesseln.

Unter unruhigen Träumen verging den Heimgekehrten die erste Nacht unter dem eigenen Dach. Als der nächste Morgen sie beim Frühtrunk vereinigt sah, warf sich für Johann vor allem die Frage

auf: Was nun beginnen? — Das Schicksal hatte ihn grausam mißhandelt; aber er war nicht der Mann, der sich muthlos und weichlich der schweren Hand des Geschickes unterwarf. Die dreijährige Haft auf der Marienburg hatte seine Gesundheit nur vorübergehend schwächen, seinen Geist jedoch nicht lähmen können. In den kriegerischen Tagen des Sommers und Herbstes war er neuerstarkt; und nun sollte er verzagen, weil er um den größten Theil seiner Habe gekommen war? Das war nicht die Art des charaktervollen Mannes! Und als nun Frau Waltraut die Frage an ihn richtete, ob es angesichts der Zerstörung ihres Hauses und der feindseligen Haltung der Kulmer nicht gerathener sei, auf die Marienburg zurückzukehren, antwortete er ihr fest und bestimmt:

„Wenn Ihr, Mutter, es wünschet, so ziehet mit Maria dorthin. Dort seh ich Euch gern, denn ich weiß Euch unter Adalberts Augen wohlgeborgen. Mir aber vergönnt, hier mit starker Hand wieder aufzubauen, was feindliche Mächte erbarmungslos zerstört haben. Zu lange stand Euer Haus und das meine ohne Schirmherrn. Meines muß ich aus dem Staube der Brandstatt neu aufrichten und das Eure vor schlimmerer Verwüstung hüten. Darum laßt mich in Kulm bleiben, laßt mich sorgen, wirken und arbeiten!“

Mit freundlicher Theilnahme hatte Frau Waltraut die Worte gehört; über Marias Antlitz aber flog ein Leuchten freudigen Stolzes und die Hand ihres Verlobten ergreifend, rief sie entschlossen:

„Du hast mir aus der Seele gesprochen! Was uns das Schicksal raubte, das gilt es wieder zu gewinnen. Aber nicht allein seist Du das schwere Werk unternehmen. Für Dich und mich willst Du sorgen und schaffen, so laß mich Dir auch nahe bleiben!“

Und sich zur Mutter wendend, fuhr sie fort:

„Nicht auf der Marienburg ist mein Platz, sondern hier, — nicht im sicheren Schutz der festen Mauern, sondern an der Seite des Mannes, dem ich Treue gelobt, den ich niemals zu lassen, geschworen habe. Du kannst nicht wollen, liebe Mutter, daß ich jetzt von Kulm fortgehe; unwürdig wäre ich des edlen Mannes, wenn ich müßig ginge, während er seine Kraft für uns Alle einsetzt. Gönn mir den einzigen Trost, ihm nahe zu sein, damit ich, wenn der Abend kommt und er vom schweren Tagewerke ruht, seine

liebe Hand streicheln und ihm den wohlverdienten Labetrunk bereiten kann!"

Tiefbewegt vernahm es Johann; und das geliebte Mädchen an sein Herz ziehend, sprach er freudenvoll:

„Maria, das könntest Du, — das wolltest Du!?“

Statt aller Antwort barg sie ihr schönes Haupt an seiner breiten Brust. Frau Maria aber hob jetzt an:

„Es sei mir fern, mich Euren Wünschen zu widersetzen; auch war es nicht meine Absicht, ohne Dich auf die Marienburg zurückzukehren. Wenn Du, mein Sohn, hier bleibst, so bleiben wir es nicht minder!“

„Mutter, geliebte Mutter, wie soll ich Dir danken? — Du hast dein Kind ganz begriffen, Du fühlst, wie es uns ums Herz ist!“

Vom Dank bewegt umarmte Maria die Mutter und mit mildem Lächeln entgegnete ihr diese:

„Du hast Recht, ich fühle, wie es Dir und dem Manne, den Du liebst, um's Herz ist. Aber ich fühle auch, daß er die Kraft besitzt, seinen Worten die That folgen zu lassen! Meine Pflicht ist es, ihm und Dir dabei eine treue Helferin zu sein. Noch steht mir das Haus, das der alte Vogt Deines Vaters bewacht. Von dorthier soll uns Hilfe kommen und Unterstützung Deinem freudigen Willen und Deiner rüstigen Kraft, mein muthiger Sohn!“ —

Nun war es endgiltig beschlossen, die Heimgekehrten blieben in Kulm. Trotz der herbstlich-kühlen Jahreszeit ließ Johann sofort mit der Wiederherstellung des Hauses der Frau Waltraut und mit den Aufräumarbeiten auf dem eigenen Grund und Boden beginnen. Auch seine Knechte stellten sich wieder ein und er konnte den Grundbesitz, den ihm die Feinde nicht hatten forttragen können, bestellen wie sich's gebührte. Den Kulmern, die sich zuerst fast feindselig gezeigt hatten, zwang seine Beharrlichkeit und Thatkraft rasch Achtung ab, und die Handwerksleute ließen sich die Gelegenheit, beim Bau und den Erneuerungsarbeiten Geld zu verdienen, nicht ungern gefallen. Rüstig wurde zugegriffen und als der Winter mit Schnee und Eis kam, da sah man im Hause Frau Waltrauts wenig mehr von der Zerstörung, welche die polnische Horde angerichtet hatte.

Da gedachte die Mutter Marias aufs Neue des Versprechens, das sie ihren Kindern in feierlicher Stunde auf der Marienburg gegeben hatte. Und eines Tages, als draußen die Welt im strengen Bann des Winters lag, der keine Arbeit im Freien gestattete, trat sie zu Johann und Maria, die vor den flammenden Holzscheiten des Kamins in traulichem Zwiegespräch saßen. Freundlich sprach sie zu den Beiden:

„Winterszeit macht die Welt enger und die Herzen wärmer. Winterszeit, die viel Muße bringt, dünkt mir gut zum Freien! Seid Ihr einverstanden, so laßt uns am nächsten Sonntage vor das Angesicht des Höchsten treten. Dort erwartet Euch der Priester, der Euch zum ewigen Bunde seinen Segen geben will!“

In freudiger Erregung vernahm es das junge Paar und dankte der Mutter von Herzen. Als der nächste Sonntag kam, bewegte sich ein kleiner, festlicher Zug in das schlichte Gotteshaus. An geweihter Stätte knieten Johann und Maria; mit freundlich-ernsten Worten legte der Geistliche ihre Hände ineinander und laut erschallte das Gelöbniß gegenseitiger Treue. Und als sie den heiligen Ort verließen, fühlten sie, daß diese feierliche Stunde sie innig und unlösbar für alle Zeit mit einander vereinigt habe. —

## X.

In Ruhe und seliger Selbstgenügsamkeit verging den Neuvermählten der Winter. Die Kunde von dem auf der Weichsel-Insel bestätigten Friedensschluß drang auch nach Kulm und fand hier eine zwiespältige Aufnahme. Am unwilligsten waren die heimlich zu Polen Haltenden und die Herren vom Eidechsenbunde; aber auch manch Anderer hatte keine rechte Freude an diesem wiederholten Wechsel des Landesherrn.

Genugthuung herrschte dagegen im Hause Frau Waltrauts. Wie diese das neuerworbene Ansehen des Ordens froh begrüßte, so freuten sich Johann und Maria des endlich besiegelten Friedens. Der Erstere hoffte nun auch von seinem Bruder Nikolaus bald etwas zu hören. Seit seiner Rückkehr nach Kulm hatte Johann vergebens nach dem Verbleib des Bruders und Friedrichs von

Kynthenau geforscht. Diejenigen, die ihm vielleicht zuverlässige Auskunft hätten geben können, schwiegen, und die Uebrigen waren ohne Kunde, wohin die Häupter des Eidechsenbundes mit ihren Fähnlein die Schritte gelenkt hatten. Das wahrscheinlichste blieb immer, daß sie dem Könige auf seinem Zuge gegen die Ungarn gefolgt waren und dort vielleicht Ruhm und Ehre gewonnen, vielleicht auch das blutige Todesloos gezogen hatten.

Mit dem nahenden Frühjahr begann für Johann eine neue, fruchtbringende Arbeit. Das Saatsfeld mußte vom Pfluge bearbeitet und in die Furchen das Samen Korn gestreut werden; die Trümmerstätte seines Hauses in Kulm verwandelte sich in einen Bauplatz, wo Art und Kelle um die Wette erklangen. Mit jedem neuen Monat stieg der Neubau stattlicher in die Lüfte und voll inniger Freude sah Johann das künftige Heim sich schön und behaglich gestalten. So kam der Lenz ins Land mit seinen Knospen und Blüten, seinem Sonnenschein und Vogelsang; es kam der Sommer mit seinen wogenden Aehrenfeldern und reisenden Früchten, — nur von Nikolaus und seinem Anhang war noch Nichts zu hören und zu sehen.

Dafür durchlief eine andere Kunde das Land, — zuerst nur als Gerücht, bald darauf als unerwünschte Wirklichkeit. Sie ging von der Marienburg aus und kein Geringerer, als Heinrich von Plauen, war ihr Urheber. Er hatte dem Könige von Polen für die Befreiung der Gefangenen eine hohe Summe verheißen müssen, und diese Summe galt es jetzt zu beschaffen. Aber der Ordensschatz war erschöpft, die Kassen leer und der Hochmeister bedurfte überdies noch weiterer Mittel, um die zerstörten Burgen und Städte wieder aufzubauen, die verwüsteten Fluren neu bestellen zu lassen und die im Ordensheere dienenden Söldner zu bezahlen.

So schrieb er denn, durch die Noth der Zeiten gezwungen, eine allgemeine Schätzung aus, nach welcher Jedermann, sei er Geistlicher oder Laie, Bürger oder Bauer, Ritter oder Knecht, harten Schoß zu erlegen hatte. Auf seinen Befehl mußte alles goldene und silberne Tafelgeräth aus den Ordenshäusern, ja selbst die dem Gottesdienst geweihten Gefäße aus Kirchen und Kapellen, abgeliefert und eingeschmolzen werden. Dennoch genügte das Alles nicht, um die Habgier des Polenkönigs zu befriedigen, der die Herausgabe der

Gefangenen hartnäckig verweigerte, solange nicht die ganze ausbedungene Summe in seinen Händen wäre. Ja, er drohte selbst mit einem neuen Kriege, falls der Hochmeister sein Wort brechen sollte. Die neue Schätzung war es, die den Unwillen nicht nur der Städte, sondern auch der Geistlichkeit und Ritterschaft herausforderte. Die edlen und zwingenden Beweggründe Heinrichs wurden vergessen und es blieb nur der Groll über Lasten, die allerdings für manche Schulter fast zu schwere waren. Von den schlimmeren Sorgen, die das Gemüth des Hochmeisters bedrängten, ahnte das weite Land wenig oder nichts. Heinrich aber hatte während des Krieges und nach demselben die tiefen inneren Schäden, an denen der Ordensstaat frankte, zur Genüge kennen gelernt und hielt es nun für seine unabweisliche Pflicht, für deren Abstellung und Heilung zu sorgen. Sollte der Orden seine ehemalige Größe wieder erlangen, so mußte strengere Zucht, unverbrüchlicher Gehorsam und ein geordneteres Leben der Ritter an Stelle der Ueppigkeit und Verwilderung treten; vor Allem aber sollte jedem Ordensherrn die halb in Vergessenheit gerathene „Regel“ des Ordens auf's Neue eingeschärft werden.

Der Hochmeister hatte sich keineswegs verhehlt, daß er Gefahr laufe, durch seine tief einschneidenden Maßregeln den Haß vieler, besonders der Lässigen und dem Wohlleben Geneigten, auf sich zu laden; allein er scheute ihn nicht, galt es doch das höchste Ziel, die Wiederherstellung des alten Ruhmes, des alten Glanzes! Deshalb strafte er die Uebertreter der Gesetze und forderte mit vollem Recht dieselbe Entsamg, Treue und Opferwilligkeit, die er selbst dem Orden bewies, auch von den Anderen.

So konnte es nicht ausbleiben, daß sich unter den Ordensbrüdern selbst eine starke und mächtige Partei gegen Heinrich bildete. Hatten schon die hohen Steuern Mißmut erregt, so steigerte die notwendige Härte mit welcher er manche seiner Anordnungen durchsetzte, die Erbitterung gerade in den ritterlichen Kreisen, die am wenigsten gesonnen waren, sich irgendwelche Beschränkungen aufzuerlegen.

Allmählich verbreitete sich die Kunde dieser Zustände und Stimmungen auch über das preußische Land. Johann selbst hatte durch seinen Schwager Adalbert manche Andeutungen erhalten, mit welchem offenen und geheimen Widerstand der Hochmeister zu kämpfen

habe. Wer mit ihm die Marienburg verteidigt hatte, ~~aber~~ freilich hielt fest zu ihm; aber jene Andern, die als Flüchtlinge in der Schlacht bei Tannenberg zerstreut waren und sich nach und nach wieder zusammengefunden hatten, Jene, die in ihren festen Burgen von der allgemeinen Noth verschont geblieben waren, eiferten jetzt am lautesten gegen ihn. Deshalb beschwor Adalbert den Schwager in einem Briefe, den er sandte, Alles aufzubieten, um etwaige Verschwörungen gegen Heinrich zu entdecken und hintertreiben zu helfen. Kulm war ja stets eine der Hauptstätten der Verschwörung gewesen.

Johann, der vollsten Einblick in die Verhältnisse des Ordens erlangt hatte, stand ihm jetzt als unparteiischer Beurtheiler gegenüber und mußte sich sagen, daß der Hochmeister nicht anders handeln konnte, als er handelte. Aber auch Johann gab sich über die Gefahren, die aus solchen Zuständen erwachsen konnten, keiner Täuschung hin; sie erschienen ihm doppelt bedenklich, weil sie dem Unmuth der Städte den Ingrimme der Ritterschaft und Geistlichkeit gesellten.

Etwa um dieselbe Zeit, als ihm Adalbert von der Lage der Dinge im Orden Kenntniß gegeben hatte, wurde Johann durch die Nachricht, daß sein Bruder sich wieder im Lande Kulm habe sehen lassen, überrascht. Sein erstes Gefühl war das der Freude, hatte er doch den leidenschaftlichen Mann für todt gehalten. Aber die Freude sollte keine reine bleiben! Es währte nicht lange, so ließen mancherlei Vorfälle den Schluß zu, daß die Herren vom Eidechsenbunde eine neue Verschwörung gegen den Orden planten.

Niemand wußte Sicheres und die Beteiligten selbst ließen die äußerste Vorsicht walten, damit der gefürchtete Hochmeister keine Nachricht von ihrem frevelhaften Vorhaben erhalte. Johann aber beschloß nun doppelt wachsam zu sein. Ihm dünkte eine Verschwörung gegen Heinrich jetzt, da er an eine gründliche Läuterung des Ordens gehen wollte, zwiefach verwerflich, und sie zu durchkreuzen nicht nur ein verdienstliches Unterfangen, sondern geradezu eine hohe und heilige Pflicht.

Seinem junge Weibe gegenüber schwieg Johann; Maria sollte an seiner geheimen Sorge kein Theil haben und nur im äußersten



fall in die Vermuthungen ihres Bruders und ihres Gemahls eingeweiht werden. Dagegen setzte sich Dieser mit dem alten Vogt Frau Waltrauts ins Einvernehmen und veranlaßte diesen, im Verborgenen nachzuforschen und von Allem, das er erfahren, ihm unverzüglich Bericht zu erstatten.

Nicht lange sollte Johann auf solchen warten. An einem Herbsttage, als er über die Felder schritt und den Knechten, die den Hafer mähten, seine Befehle ertheilte, gesellte sich der Vogt zu ihm und hob an:

„Herr, wenn Ihr Euch heute Nacht auf ein Stündlein von Eurem Hause entfernen möchtet, so würdet Ihr, mein' ich, Seltsames erfahren!“

Johann horchte auf, überrascht fragte er: „Heute Nacht, — und wo?“

Ihm erwiderte der Alte „Ihr kennt die Insel, die sich eine halbe Stunde nordwärts von Kulm aus dem Weichselbett erhebt. Dort treffen heute Nacht, wenn die erste Morgenstunde schlägt, die Herren vom Eidechsenbunde mit einem Ritter vom deutschen Orden zusammen!“

„Mit einem Ritter vom deutschen Orden?“ — Johann schüttelte zweifelnd den Kopf, doch fragte er weiter: „Was sollte ein Ordensbruder so heimlich mit den Herren vom Eidechsenbunde zu verhandeln haben?“

„Ich weiß“ es nicht, Herr, aber ich ahne Böses und es wäre gut, wenn wir sie belauschen könnten, — gut, aber vielleicht auch gefährlich! Jedenfalls solltet Ihr nicht allein gehen, sondern einen zuverlässigen Mann zu Eurem Beistand mitnehmen. Oder, besser noch, sendet mich und bleibt zu meinem Schutz in der Nähe. Vielleicht geht Alles gut; wenn sie mich aber entdecken und umbringen, seid Ihr wenigstens ein Zeuge meines Endes!“

„Wackerer Alter!“ rief Johann und schüttelte dem Vogte die Hand. Dann fuhr er fort: „Du wolltest Dein Leben für mich und die gute Sache wagen? — Nein, wenn es so Großes gilt, dann muß ich selbst das meine einsetzen!“

Der Greis wollte davon nichts wissen. Er erinnerte Johann an seine Pflichten gegen seine junge Frau und Frau Waltraut und schloß mit den Worten:

„Seht, lieber Herr, ich bin ein alter Baum, für den die Art, die ihn fällen soll, schon geschliffen ist; Ihr aber seid ein junges Reis, das noch köstliche Früchte tragen kann. Darum vergönnt mir das Wagniß; wills Gott, so besteh ich es ohne Noth und Fährde!“

Als auch diese Gründe bei Johann Nichts fruchten wollten, wandte der Vogt mit ernster Betonung ein:

„So muß ich Euch sagen, was ich Euch gern verschwiegen hätte: Herr Nikolaus, Euer Bruder, ist unter den Verschworenen!“

„Mein Bruder? — Auch das!“ rief Johann erschrocken.

„Darum, Herr, könnt Ihr nicht auf die Weichsel-Insel gehen. Ihr dürft den eigenen Bruder nicht verrathen; aber mir dürft Ihr ein Beschützer sein, falls Jene mich mit den Waffen bedrohen sollten! Seid heute um Mitternacht am Ufer der Weichsel bei den drei Erlen. Dort liegt ein Boot; dort harre ich Euerer. Still rudern wir zur Insel hinüber, wo wir unter Weiden und Birken leicht ein Versteck finden. Ihr bleibt im Nachen, während ich die Spur der Verschworenen suche. Ich werde sie am Schall ihrer Stimmen finden und erkennen, denn klein nur ist der Umfang des Eilandes.“

Die Worte des Alten gingen Johann zu Herzen und er stimmte nun endlich dessen Wünschen zu. Dann wandte er sich zur Heimkehr, während der Vogt sich zu den Feldarbeitern begab.

In Gedanken tief versunken, betrat Johann das Haus seiner Schwiegermutter und fand hier unverhofft die Bestätigung des Argwohns, den der Vogt hegte. Von Adalbert war abermals ein Bote mit einem Brief eingetroffen, der die Mittheilung enthielt, daß sich die Unzufriedenheit zahlreicher Ordensritter gegen das strenge, aber gerechte Regiment des Hochmeisters bis zu offenem Widerspruch steigere. Der erbitterteste Gegner Heinrichs sei der Komthur von Rehdén, Georg von Wiersberg, der, so schein es, Fühlung mit den Herren vom Eidechsenbunde suche, ja vielleicht schon gefunden habe. Wie Adalbert in seinem Bereiche, so möge Johann in dem seinen die Augen offen halten und den Schwager benachrichtigen, sobald er etwas Verdächtiges zu bemerken glaube.

Johann ließ die Hand mit dem Briefe sinken. Georg von Wiersberg! Das war jener ehrgeizige Ritter, der, nach den Mittheilungen Adalberts, seiner Zeit am lautesten für die Wahl Ulrichs

von Jungingen gesprochen und sich nach der Einsetzung Heinrichs von Plauen zum Hochmeister am abfälligsten über diesen geäußert hatte. Johann kannte ihn nicht von Angesicht, aber er hatte das dunkle Gefühl, daß Georg, dem man eigene Gelüste nach der Hochmeisterwürde zuschrieb, ein tückischer, vor keiner Gewaltthat zurückschreckender Feind Heinrichs sei.

Im Geiste hielt Johann den Brief Adalberts und die Meldung des Vogtes zusammen. Sollte der erwartete Ordensritter am Ende der Komtthur selber sein? Das mußte um jeden Preis in Erfahrung gebracht werden!

Voll Ungeduld erwartete Johann die einbrechende Nacht. Seinem Weibe hatte er auch jetzt Nichts gesagt, nur die Mutter in sein Vorhaben eingeweiht. Tief und fest schlummerte Maria, als Johann sich leise aus dem Gemach stahl, im Vorsaal sein Schwert umgürtete, einen Speer zur Hand nahm und so ausgerüstet durch die Stille der Nacht an das Weichsel-Ufer hinabschritt.

Am firmament verberg der Mond sein Licht hinter dunklen Wolken; nur hin und wieder fiel der matte Schein eines silbernen Sternleins auf die Pfade des nächtlich-einsamen Wanderers. Dennoch fand Johann die Stelle, wo drei Erlen ihre Zweige über die leise rauschenden Fluthen neigten, während die Wurzeln sich in das Wasser hinahstreckten.

Ein leiser Zuruf belehrte ihn, daß der Vogt schon zugegen war. Aus dem Munde des treuen Mannes erfuhr Johann denn auch, daß vom jenseitigen Ufer Ruderschlag und gedämpftes Waffenklirren zu wiederholten Malen laut geworden wäre, — ein sicheres Zeichen, daß mehr als ein Kahn sich der Insel genähert hatte.

So galt es vermehrte Vorsicht! Der Alte unwickelte die Ruder mit einem Stoff, den er zu diesem Zweck mitgebracht hatte, damit sie beim Eintauchen in die Fluth kein Geräusch machten. Behutsam legten die Männer ihre Waffen in das Boot nieder und fuhren dann fast unhörbar durch die plätschernden Wellen zur Insel hinüber, die wie ein dunkles, räthselhaftes Gebilde in unbestimmten Umriffen vor ihnen lag.

Erst als sie näher kamen, bemerkten Johann und der Vogt gleichzeitig einen Lichtschein, der durch das Unterholz drang. Er



musste von einem Feuer herrühren, das die Verschworenen theils gegen die Kühle der Nacht, theils wohl auch, um sich gegenseitig besser erkennen zu können, angezündet hatten. Den ungebetenen Theilnehmern jener geheimnißvollen Zusammenkunft wurde es zum

untrüglichen Wegweiser, welchen Punkt des Ufers sie bei dem Anlegen zu meiden und von wo aus sie ihre Beobachtungen anzustellen hatten.

Neußerste Vorsicht war unerlässlich, denn jeder Schritt auf die Insel schloß die Gefahr der Niedermetzlung in sich. Der Vogt, der die Bodenverhältnisse des Eilandes genau kannte, stieg zuerst ans Land. Dort legte er sich auf die Erde und strebte, nachdem er den Gebieter noch einmal besporen hatte, sich nicht vom Nachen zu entfernen, auf Händen und Füßen kriechend, dem Lichtschein näher zu kommen.

Johann ließ ihn gewähren; als aber der Greis sich eine kurze Strecke entfernt hatte, trieb die Begierde, sich selbst unbedingt zuverlässige Aufklärung zu verschaffen, Johann doch dazu, den Platz neben dem Boot zu verlassen und es dem Vogte gleich zu thun. Wohl erschien ihm der Gedanke, das Thun des eigenen Bruders und der ehemaligen Bundesgenossen zu belauschen, wenig würdig; allein wo so Großes auf dem Spiele stand, mußte ein Gefühl überwunden werden, das ihn als Mensch ehrte, seine Thatkraft aber nicht hemmen durfte.

Behutsam kroch der Alte ihm voran, schlangengleich, mit der Behendigkeit des jüngeren Mannes, folgte ihm Johann. Näher und näher kam er der leuchtenden Flamme; er sah, wie der Vogt im dichten Unterholz Deckung suchte und ahnte ihm auch diese kluge Maßregel nach. Dann aber suchte er sich weiter abseits von dem Greise ein Versteck, von wo aus er die um das Feuer Stehenden und Lagernden noch besser beobachten konnte.

Er kam gerade recht, um seinen Bruder Nikolaus und Friedrich von Kynthenau unter die Versammelten treten zu sehen. Sie brachten einen hochgewachsenen Mann mit sich, den zwar kein Ordensmantel umhüllte, der aber in seinem ganzen Gebahren den stolzen Ordensgebietiger zur Schau trug. Kein Zweifel, dies mußte der Comthur sein! Zunächst zwar fehlte Johann der Beweis dafür; aber als er nun hörte, mit welch' bitteren Worten der fremde über Heinrich von Plauen sprach, wie er ihn einen Tyrannen, Irrgläubigen und Religionspötker nannte, ihm Verschwendung des Ordensschatzes, Verrath gegen seine Brüder und Ungerechtigkeit zur

Last legte, da wußte Johann, daß nur Einer, daß nur Georg von Wiersberg so lästern konnte.

Die übrigen Anwesenden, unter denen Johann neben den Herren vom Eidechsenbunde auch den Rathsherrn Barthel Groß gewahrte, hörten schweigend die Anklagen, die der Fremde gegen den Ordenshochmeister vorbrachte. Als er endlich eine Pause in seiner Rede eintreten ließ, vernahm Johann eine ihm wohlbekannte Stimme, es war die Friedrichs von Kynthenau, der dem Comthur erwiderte:

„Ihr brachtet schwere Klagen gegen Heinrich von Plauen vor; uns aber will bedünken, daß alle diese Beschwerden noch nicht genügen, Euren Zorn so furchtbar zu erregen. Darum seid offen und ehrlich, Herr Komthur! Was hat Euch der Hochmeister gethan? Gesteht freimüthig, daß er Euch selbst gekränkt oder geschädigt hat; erst dann können wir Euch ohne Vorbehalt glauben und vertrauen!“

„Nicht anders denken wir zu Danzig“, — fiel Barthel Groß ein. — „Vor Heinrich von Plauen gab es schlimmere Männer auf dem Hochmeisterstiz; nur daß sie nicht ihres Gleichen, sondern uns, die Städter, die freien Herren und Bauern zwackten und plagten. Um eines unwürdigen Hochmeisters willen sucht Ihr das Bündniß mit uns nicht; Ihr müßt Ziele verfolgen, die Euch näher liegen!“

„Ja“, — vervollständigte Nikolaus von Kenys die Worte der Freunde, — „es frommt Nichts, mit uns Verstecken spielen zu wollen. Gar manchen Fehler, den Ihr dem Hochmeister nachsagt, tadeln Andere an Euch. Aber sagt, wo er Euch im Wege stand oder steht; erst dann können wir ermesen, ob ein Bündniß mit Euch klug und aussichtsreich auch für uns ist!“

Das waren franke Worte, die Johann nicht ohne Genehmigung vernahm; aber wenn er daraus vorschnell den Schluß zog, daß sich die Verschwörung zerschlagen und eine Einigung nicht zu Stande kommen werde, so sollte er seines Irrthums bald inne werden, denn nach kurzem Bedenken antwortete Georg von Wiersberg:

„Ich sehe, daß ich mit Männern zu thun habe, die offen urtheilen und Offenheit verlangen. Wohlan denn! Mir selbst war die Hochmeisterwürde zugesagt worden. Heinrich von Plauen aber

wußte die Brüder gegen mich einzunehmen, deshalb hasse ich ihn und habe geschworen, ihn von seinem erschlichenen Stuhl zu stürzen, sobald die Gelegenheit günstig ist!"

Den Lippen des im Busch verborgenen Lauschers entrang sich ein Laut des Unwillens; doch bezwang er sich und hörte nun, wie sein Bruder Nikolaus die Frage stellte:

„Was habt Ihr gethan, Eurem Haß die Wege zu bereiten? — Ihr seid mit den Zuständen im Ordensstaat so bekannt, wie wir, und müßt Euch gesagt haben, daß es kein Kinderspiel ist, den Hochmeister, und wäre er noch so mißliebzig, aus dem Sattel zu heben. Er hat doch schließlich nach der Schlacht bei Tannenberg die Marienburg und durch sie den Orden gerettet!"

„Er hat den Frieden mit Wladislaus unterzeichnet und das Lösegeld versprochen, das uns zu Bettlern zu machen droht!" erwiderte grollend Georg von Wiersberg. Dann aber warf er das Haupt zurück und fuhr fort:

„Ihr fragt, was ich gethan habe, meinem Haß die Wege zu bereiten; ich will es Euch sagen: Als der Hochmeister mir befahl, zur Entrichtung des großen Lösegeldes an Polen aus den Ordensburgen alles entbehrliche Gold- und Silbergeräth zusammen zu bringen, da that ich scheinbar nach seinem Gebot. Ich nahm den Comthuren von Thorn, Straßburg, Althaus Alles, was sie an Gold und Silber ihr eigen nannten; ich bemächtigte mich sogar des Silberzeuges, das weiland Ulrich von Jungingen angehörte und das so schwer wog, daß es nur von vier starken Pferden fortgeschafft werden konnte. Doch auf die Marienburg gelangte davon wenig, denn das Meiste und Beste behielt ich für meine Pläne zurück. Wenn Ihr nach warmen Zobelpelzen Verlangen tragt, — von Thorn habe ich ein großes Faß von solchen erbeutet!"

„Und das Alles ließ Heinrich von Plauen ungestraft geschehen?"

Es klang wie Zweifel aus der Frage Friedrichs von Kynthenau, auf die ihm Georg von Wiersberg antwortete:

„Wohl forderte mich der Hochmeister des Westeren auf, Rechenschaft abzulegen, — wohl drohte er mir mit strenger Untersuchung und mischte in seine Drohungen fromme Ermahnungen. Der Thor, der mir versagen wollte, was doch ihm des Besitzes werth

schien! Ich brauche das Gold um Herrn Heinrichs Macht zu stürzen. In Flandern ließ ich zwei prächtige Tafelgemälde anfertigen, mit Gold, Silber und edlen Steinen reich verziert; die will ich dem Fürsten verehren, der mir gegen den Verhassten mit gewaffneter Hand beisteht. Das Prunkgeräth aber, das vor Zeiten die Tafel Ulrichs von Jungingen schmückte, biete ich den Herren vom Eidechsenbunde und den Städten an als ein Zeichen, wie ich meinem Dank für die Dienste tapferer Männer Ausdruck zu geben möchte!"

Unendlicher Abscheu erfüllte das Herz Johannis, als er den Komthur so schamlos reden hörte, und dem im Gebüsch Liegenden that es wohl, als Barthel Groß nun erwiderte:

"Nicht um solchen Dank ist es uns zu thun! Behaltet das Gold und Silber, das Ihr mit List und Gewalt erworben habt; uns würde Trank und Speise aus solchen Geräthen nicht munden. Sagt uns lieber: wer ist der Fürst, auf dessen Beistand Ihr rechnen zu dürfen glaubt?"

Einen Augenblick zögerte der Komthur; ihm war, als habe er ein verdächtiges Geräusch vernommen, das Johann durch eine unwillkürliche Bewegung hervorrief. Georg von Wiersberg machte die ihm zunächst Stehenden auf das Knistern eines dünnen Zweiges aufmerksam, doch Nikolaus von Renys beruhigte ihn:

"Seid unbesorgt! Hier sieht und hört uns kein menschliches Ohr. Wäre aber ein Lauscher nahe und wäre es selbst mein eigener Bruder, — er sollte dies Eiland nicht lebend verlassen!"

Kaum hatte er es gesprochen, so zog er sein Schwert und durchschritt die Eichtung, die Blicke nach jeder Seite forschend auf das Buschwerk gerichtet. Sein Fuß war dem Orte nahe, wo Johann lag, aber sein Auge entdeckte den Bruder nicht, dessen Herz sich vor Entsetzen und Abscheu zusammenkrampfte. Zwar hatte sich schon seit Monden eine tiefe Kluft zwischen ihm und Nikolaus aufgethan, doch immer hatte Johann mit Liebe und Sorge des Bruders gedacht. Jetzt aber, das fühlte er, war das letzte Band zerrissen, von Nikolaus selbst im Dienste eines Verworfenen in den Schmutz getreten. Es widerte Johann an, noch weiter zu lauschen; allein er war sich bewußt, daß es sich hier



um das Wohl und Wehe Tausender, um die Zukunft des Ordens, um die Zukunft deutscher Herrschaft handelte. Deshalb hielt er aus, ob ihm der Kopf auch brannte, die Glieder schmerzten und unendliches Weh die Brust durchzitterte! —

In solcher Verfassung hörte er, wie der Komthur jetzt sprach:

„Ihr fragtet, wer der Fürst sei, auf dessen Beistand ich zähle? — fürchtet nicht, daß ich Euch ein Märchen aufbinden wolle! Georg von Wiersberg, der Euch dies sagte, hat die Wahl zwischen den Königen von Böhmen, Ungarn und selbst dem von Polen! Alle drei sind dem Orden feindlich gesinnt und alle drei gelüstet es, ihre Heerhaufen gegen das Ordensland und die Marienburg zu führen. Ein zweites Mal wird sie keinen Heinrich finden, der dem Polenkönig zuvorkommt, und keinen Eidechsenritter, der sich in den Dienst des Ordens stellt, wie Euer Bruder, Herr von Kenys!“

„Nennt den Namen des Abtrünnigen nicht!“ — brauste Nikolaus auf. — „Wie ich ihn früher geliebt habe, so hasse ich ihn jetzt. Aber auch für ihn kommt einst die Stunde der Abrechnung!“

Johann fühlte, wie ihm das Blut in den Adern stockte. War das die Stimme seines Bruders? Am liebsten wäre er aus seinem Versteck hervor, dem Bruder entgegengetreten.

Da schlug an sein Ohr die Stimme des Danziger Rathsherrn, der den Komthur aufforderte, den Versammelten mitzutheilen, wie seine Pläne für die Zukunft weiter lauteten.

Aber Georg von Wiersberg erwiderte Jenem:

„Bevor ich Euch in Alles einweihe, laßt mich wissen, ob Ihr gesonnen seid, mir allerwege thatkräftige Hilfe zu leihen? — Auch von Euch habe ich eine Forderung im Namen des Hochmeisters einzutreiben; ich erlasse sie Euch, wenn Ihr ehrlich zu mir haltet und nicht von mir weicht, bis ich mein Ziel erreicht habe und das Ordensregiment in meiner Hand ruht. Schwört mir ferner unverbrüchliches Schweigen über Alles, das Ihr an diesem Orte und zu dieser Stunde vernommen und gesehen habt! Dann erst kann ich Euch in meine letzten Entschlüsse einweihen.“

Die Herren vom Eidechsenbunde pflogen mit dem Rathsherrn eine kurze Berathung; dann nahm Nikolaus von Kenys wieder das Wort:

„Vertrauen um Vertrauen, Treue um Treue! Ihr habt auf unsere offene Frage offene Antwort ertheilt und wir sind gesonnen, Euch dafür zu danken, indem wir für Euch einzutreten geloben. Was Ihr uns gesagt habt und ferner zu sagen gedenkt, soll in unserer Brust verschwiegen ruhen, das schwören wir Euch bei Ihm, der in dieser nächtlichen Stunde auf uns herniederblickt!“

Die Anwesenden entblößten die Häupter und auch der Komtur that ein Gleiches. Dann erwiderte er:

„Nun, da wir Verbündete in Noth und Tod sind, hört was ich zu thun entschlossen bin. Ihr kennt meine Burg Rheden; sie ist fest, soll aber noch zehnmal fester werden. Dort will ich ein großes Lager von Mund- und Kriegsbedarf errichten; von dort aus soll uns überallhin Zufuhr gesendet werden. Und wenn sich das Kriegsglück auch einmal gegen uns wenden sollte, so wird uns die Burg Rheden eine feste und sichere Zuflucht bieten! — Aber hört mich weiter: Meinen Bruder Friedrich habe ich nach Böhmen gesendet, von dort bringt er mir viertausend Söldner, alle kriegserfahren und trefflich bewaffnet. Durch Eure Macht verstärkt, ziehen wir mit Friedrich gegen Marienburg, wenn es von Streitern entblößt ist, überfallen und nehmen die Veste und setzen Heinrich in sicheren Gewahrsam. Wenn ihm sein Leben lieb ist, so wird er sich gutwillig in die Abdankung fügen, wenn nicht, so gibt es Mittel, ihn still und ohne äußere Zeichen von Gewalt aus der Welt zu schaffen. Das Letztere laßt meine Sorge sein; von Euch aber erwarte ich, daß Ihr die Bestürzung und Verwirrung, die entstehen werden, rasch benützt, die nächstgelegenen Ordensburgen stürmt und meiner Wahl zum Hochmeister Nichts in den Weg legt!“

„Nichts gegen Euch, wenn Ihr unsere Freiheiten und Privilegien bestätigt und uns mit Lasten für den Orden verschont,“ erwiderte Barthel Groß, und Friedrich von Kynthenau schloß sich ihm an:

„Nichts gegen Euch, wenn Ihr unsere Rechte unangetastet laßt wie unseren Besitz!“ antwortete Nikolaus.

„Das gelobe ich!“ entgegnete Georg von Wiersberg. Er zog sein Schwert, streckte es wagrecht vor sich aus und legte zwei Finger der linken Hand zum Schwur darauf; ein Gleiches thaten die

Anderen und mit dem Eid auf die blanke Klinge des Komthurs war das verwerfliche Bündniß besiegelt.

Johann hatte genug gehört. Er war von tiefem Abscheu erfüllt, dem sich heißer Schmerz über seinen Bruder und bittere Verachtung für Georg von Wiersberg gesellten. Mit dem Letzteren einte ihn kein inneres oder äußeres Band; aber wenn er des Bruders gedachte, war er auch des Zeichens eingedenk, das beide am Arm trugen. Als ein Symbol der Wachsamkeit und Behendigkeit hatte er im Gespräch mit Maria vor Zeiten die Eidechse bezeichnet; heute erschien sie ihm fast wie ein Symbol lichtscheuer Unthat, die nichts besseres verdiente, als zertreten zu werden. Ein neues, großes Opfer forderte das unerbittliche Schicksal von ihm; aber er fühlte, daß er nicht zaudern dürfe, es zu bringen. Zunächst sollte Adalbert Alles erfahren; seiner Weisheit durffe Johann getrost alles Weitere überlassen.

Während er noch solchen Gedanken nachging, brachen die Verschworenen auf; er hörte ihre Schritte verhallen und darauf von der entgegengesetzten Seite der Insel den Ruderschlag von jenen zwei Booten, welche die Herren vom Eidechsenbunde und den Comthur mit seinen Begleitern durch die Nacht von dannen trugen. Dann suchte er sein eigenes Fahrzeug auf.

Schon war ihm der Vogt zuvorgekommen, der bestürzt und rathlos, seinen Herrn vermissend, neben dem Kahne stand. Als Johann jetzt endlich nahte, rief ihm der Alte zu:

„Herr, was habt Ihr gethan? — Euer kostbares Leben der ungeheuren Gefahr ausgesetzt! — Vernahmt Ihr die freyen Worte, die Euer Bruder sprach?“

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust Johanns und mit dumpfem Stöhnen erwiderte er:

„Ich habe Alles vernommen, — Alles, — und bin ohne Trost. Zwar, Heinrich von Plauen wird seinen Hochmeistersitz durch den tückischen Komthur von Rehden nicht verlieren; ich aber verlor in dieser Nacht den einzigen Bruder, den mir keine Macht der Erde wiedergeben kann! Gott sei dem Unseligen gnädig!“

Schweigend bestieg er den Nachen und stumm fuhren die Beiden dem Ufer zu, wo die drei Erlen ihnen den Anlege-

punkt deutlich bezeichneten. Erst als sie durch die felder nach Hause schritten, erlaubte sich der Vogt die frage, was nun geschehen solle. Ihm antwortete Johann:

„Mache Dich morgen mit dem frühroth bereit. Sattle Dir und mir den Apfelschimmel und den Braunen; wir reiten gemeinsam Norden bis vor das Angesicht Heinrichs von Plauen. Bis dahin gebiete Deiner Zunge und schweige wie das Grab. Den Urlaub erwirke ich Dir und mir bei Frau Waltraut und Frau Maria!“ — —



Georg von Wiersberg zog mit seinen Getreuen noch in der Nacht von dannen.

XI.

Als Johann nach mehrstündiger Abwesenheit sein Gemach wieder betrat, fand er seine Frau und deren Mutter angekleidet bei dem Licht einer Kerze der Rückkehr des Gatten und Sohnes harrend. Maria hatte bei einem zufälligen Erwachen die Abwesenheit Johanns bemerkt und in ihrem Schrecken Aufklärung und Trost bei Frau Waltraut gesucht. Wohl erfuhr sie hier den Grund seines Ausbruchs, doch hatte die Kunde sie nur mit vermehrter Angst erfüllt. Um so größer war ihre Freude, als sie den geliebten Gatten nun wohlbehalten wieder sah.

Mit einem Jubellaut eilte sie ihm entgegen; aber als sie seine bekümmerte Miene erblickte, fragte sie beängstigt nach der Ursache seines Schmerzes. Johann wollte kein Geheimniß mehr vor ihr haben, und so berichtete er, was er gehört und gesehen hatte.

Ein Schauer überlief die Holdselige und die Mutter Adalberts; beide dachten der Gefahr, in der Johann geschweht hatte und priesen ihn und sich glücklich, daß er unentdeckt geblieben und glücklich aller Noth entgangen war. Eine Trübung erfuhr ihre Freude jedoch, als Johann ihnen seinen Entschluß, auf die Marienburg zu reiten, mittheilte. Aber beide fügten sich ohne Widerspruch seinem Willen, denn auch sie sahen ein, daß es hier rasch und umsichtig zu handeln gelte.

Als der Morgen kam und der Vogt sich bei Johann meldete, nahm dieser raschen Abschied von den Frauen. **G**ief unterdrückte er den Trennungsschmerz, aber auch Maria hielt sich tapfer. Begleiten konnte sie den theuren Mann nicht; aber ihre Gedanken und Bitten folgten ihm von der Stunde an, da er Kulm verließ, bis zu dem Tage, an dem er auf der Marienburg Adalbert in die Arme schloß.

Mit freudiger Ueberraschung hatte dieser den Freund und Schwager begrüßt; allein die Ueberraschung wich der Empörung, als er den Grund der plötzlichen Ankunft Johanns erfuhr. Seinen schlimmsten Verdacht fand er nun übertroffen, doch er war sich auch bewußt, daß der Verschwörung durch ihre Entdeckung die Spitze abgebrochen werden konnte.

Als Adalbert Alles vernommen hatte, war seine erste Frage an Johann, ob er dem Hochmeister selbst Bericht erstatten wolle? Doch Johann lehnte solches ab:

„Ich könnte es nicht, denn ich müßte zum Ankläger meines einzigen Bruders werden. Dir, der Du mir wie ein Bruder theuer bist, habe ich Alles hinterbracht, was ich gesehen, Alles vertraut, was ich im tiefsten Herzen gelitten habe. Rede Du an meiner Statt; warne den Hochmeister und beschwöre ihn, keine Zeit zu verlieren, um der Schlange den Kopf zu zertreten. Sei, soviel Du vermagst, meinem Bruder ein Fürsprecher und denke, daß, was Du ihm thust, Du für mich gethan hast! Der alte Vogt Deiner Mutter, den ich mitgebracht habe, war Zeuge gleich mir; er soll Dir zur Seite stehen und Dich ergänzen, wo Deine Kenntniß der Vorgänge Dich im Stiche läßt. Mir aber vergönne, ohne Säumen wieder gen Kulm zu reiten. Wenn die Feinde dort meine Abwesenheit erkunden, möchten sie Unheil wittern und sich an den wehrlosen Frauen schadlos halten wollen. Meine Pflicht habe ich nun gethan; jetzt laß' mich dem Rufe meines Herzens folgen!“

Adalbert schloß den Freund in seine Arme:

„Ja, fürwahr, Du hast Deine Pflicht und mehr als dieselbe Gern hätte ich Dir ein Wort des Dankes aus dem Munde Heinrichs von Plauen gegönnt; aber ich fürchte, daß der Dank nicht ohne Vermuth für Dich sein würde. So geh', geh' zu Maria und der Mutter, grüße sie von mir und sag' ihnen, daß dieser Sturm weder den Hochmeister noch den Orden hinweggefegt wird!“ —

Nachdem Mann und Roß sich vom langen Ritt wieder ausgeruht und gestärkt hatten, war Johann von Renys wieder südwärts geritten; Adalbert aber hatte sich zum Hochmeister begeben und um sofortiges Gehör gebeten.

Seinem Liebling willfahrte Heinrich gern, denn er wußte, daß Adalbert nicht ohne dringenden Anlaß sein Ohr suchte. Doch so schlimme Nachrichten erwartete er nicht und er bedurfte einiger Zeit, bis er sich soweit gesammelt hatte, um sich von dem Vogte über Einzelnes noch näher unterrichten zu lassen. Dann aber war, nachdem er Adalbert mit warmen Worten gedankt und ihm einen Dankbrief an Johann dictirt hatte, sein Entschluß schnell gefaßt.

Ohne Berathung mit seinen Comthurern zu pflegen, — wußte er doch nicht, wie viele von diesen mit Georg von Wiersberg etwa unter einer Decke steckten, — befahl Heinrich die sofortige Festnahme

sämmtlicher Häupter der Verschwörung. Es waren ihrer außer dem Comthur von Rheden und Nikolaus von Kenys vier andere, unter denen sich Friedrich von Kynthenau und dessen Bruder Nikolaus, sowie der Rathsherr Barthel Groß befanden. Als als die beiden Ersteren durch einige auserlesene Ordensritter verhaftet und nach Graudenz in sicheren Gewahrsam gebracht worden waren, gelang es den anderen, sich durch schleunige Flucht der Verfolgung zu entziehen. Barthel Groß war glücklich nach Danzig entkommen, die Uebrigen mußten entweder außer Landes gegangen sein oder bei Freunden und Gefinnungsgenossen einen Unterschlupf gefunden haben.

So war der Plan der Verschworenen zwar vereitelt, aber die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die der gerechten Vergeltung Entronnenen ihr feindseliges Treiben in der Stille fortsetzten. Heinrich beschloß deßhalb, ein Capitel mit darauffolgendem Gerichtstag in Graudenz abzuhalten. Dorthin ließ er all seine Lehensleute im Kulmer Lande, Ritter sowohl wie Knechte, auf einen bestimmten Tag vorladen, auch die Geächteten wurden wiederholt öffentlich aufgefördert, sich dort einzufinden.

Am Morgen des von ihm gewählten Tages traf der Hochmeister mit zahlreichem Gefolge in der festen Stadt Graudenz ein. Nachdem er im dortigen Schlosse ein Capitel abgehalten hatte, versammelte sich das Ordensgericht, in welchem Heinrich selbst den Vorsitz führte. Auf seinen Befehl wurden die beiden Gefangenen, Nikolaus von Kenys und Georg von Wiersberg ihren ritterlichen Richtern vorgeführt; als Zeugen wider sie waren Adalbert von Hohenstein und der Vogt Frau Waltrauts erschienen.

Bevor die Verhandlung eröffnet wurde, ließ der Hochmeister durch den Ordensherold noch einmal die vier Geflüchteten und ihre Eideshelfer vor sein Angesicht entbieten. Als auch jetzt Niemand erschien, erklärte das Gericht sie ihrer Güter verlustig, sie selbst der Acht verfallen. — Dann erhob Heinrich von Plauen Klage gegen Nikolaus und Georg. In kurzer, aber eindringlicher Rede trug er dem Gerichtshof vor, was er durch Adalbert und den Vogt in Erfahrung gebracht hatte. Mit aufrichtigem Schmerze bedauerte er die Verirrung Georgs von Wiersberg, der, anstatt sich vertrauensvoll mit seinen Wünschen und Beschwerden an das Oberhaupt zu

wenden, nur dem ungezügelt Triebe seines Innern nachgehangen und sich in eine offene und verabscheuungswürdige Verschwörung gegen den Orden eingelassen, ja sie selbst hervorgerufen habe. Dann forderte er die beiden so schwer Angeklagten auf, sich zu vertheidigen, oder ihre Schuld reumüthig einzugestehen.

Der Erste, der zu Worte kam, war der Comthur. Er war viel zu stolz, um zu leugnen; aber er wußte in seine Vertheidigung so viele versteckte Anschuldigungen gegen den Hochmeister einzuflechten, daß er im Geheimen das Ohr manches seiner Richter gewann, der ohnehin gleich ihm gegen Heinrich aufgebracht war. Trotzig verlangte Georg von Wiersberg zulezt seine Freilassung, „denn, — so sagte er, — „eine That, die nicht begangen ist, könnt Ihr nicht strafen. Gelüftet's Euch aber dennoch danach, so sollt Ihr wissen, daß so wie ich viele Andere denken, die den Ordensmantel tragen gleich mir! Straft Ihr mich, so müßt Ihr dieselbe Strafe über den halben Orden verhängen!“

Die arglistigen Worte gingen selbst an dem Hochmeister nicht ohne Wirkung vorüber. Er forschte in seinem Innern nach, verglich manches befremdliche oder unerfreuliche Vorkommniß der letzten Zeit und fand, daß trotz seiner redlichen Bemühungen der Geist der Unbotmäßigkeit und Ueberhebung sich auf's Neue und schlimmer als zuvor unter den Ordensherren zu regen beginne. Gern hätte er selbst jetzt noch Milde walten lassen; aber er fragte sich, ob es nicht nothwendiger und im Interesse des Staates unerläßlich sei, ein Exempel zur Warnung Aller zu geben.

Ehe er die zum Gericht versammelten Comthure und Würdenträger bat, den Spruch über Georg von Wiersberg zu fällen, ließ er Nikolaus von Kenys vortreten. Auch dieser leugnete nicht, doch ließ er ebensowenig die Strafwürdigkeit seiner That gelten.

„Durch mich“, — so entgegnete er, — „spricht der Mund der ganzen Landschaft Kulm, die sich zur Auflehnung berechtigt glaubt, weil sie dem Orden nicht mehr angehören will. Ihr selbst habt“, — fuhr er, zu Heinrich gewendet fort, — „vor Jahresfrist kein Bedenken getragen, uns, um den Orden zu retten, dem Könige von Polen anzubieten. Wundert Euch darum nicht, wenn wir uns jetzt zu den Polen mehr als zu dem Orden hingezogen fühlen!“



„War das Grund genug, mir mit Gift nach dem Leben zu stellen?“

Die ruhige Frage des Hochmeisters traf den Eidechsenritter und abwehrend entgegnete er:

„Nicht mir macht diesen Vorwurf! Meine Hand ist gewohnt, das Schwert zu führen, — aber Gift hat sie nie gemischt!“

„Und doch stand es in der Absicht der Verschworenen, meine Diener zu erkaufen, daß sie mir Gift in den Nachtrunk thaten. War es nicht so, Herr von Wiersberg? — — — Ihr schweigt, — Ihr erröthet? — So waret Ihr es, der den feigen Mord plante?“

Die Stimme Heinrichs klang wie Donnerrollen und vergebens suchte der Comthur sich von dieser Schuld zu reinigen. Die Aussagen Adalberts und des Vogtes bestätigten Alles; sie befreiten Nikolaus von Kenys jedoch von dem Verdacht des beabsichtigten Giftmordes, aber nicht von seinem Antheil an der Verschwörung. Und als der Gerichtshof nun das Urtheil fällte, da lautete es für den Comthur auf ewige Einkerkierung, für Nikolaus von Kenys aber auf den Tod.

Umsonst bemühte sich Adalbert, eine Milderung des Spruches herbeizuführen, umsonst fragte sich Heinrich, warum die Ordensherren den schuldigen Comthur soviel glimpflicher behandelten, als den Eidechsenritter. Für diesen fiel erschwerend seine Fahnenflucht in der Schlacht bei Tannenberg in die Waage. Diese konnten ihm die Ordensritter nicht verzeihen und dem Hochmeister blieb Nichts übrig, als das Urtheil der Mehrzahl zu bestätigen. Die Güter beider Verurtheilten wurden Eigenthum des Ordens; Georg von Wiersberg öffnete sich auf der Marienburg dasselbe Verließ, in dem Johann von Kenys drei lange Jahre geschmachtet hatte, — Nikolaus aber empfing zu Graudenz den Streich, der seinem bewegten, aber freudeleeren Dasein ein Ende machte.

Den wiederholten Bemühungen Adalberts, sich ihm zu nähern, ihn zu einem letzten Gruß an den Bruder zu veranlassen, setzte der dem Tode Geweihte stummen Widerstand entgegen. Mit sich selbst und der Welt grollend, ging er seinen letzten Gang, gefaßt und ohne Zittern. — —

Mit tiefem Schmerz erhielt Johann die Kunde, und seine Trauer um den, den er selbst den Richtern hatte ausliefern müssen, war eine tiefe, lang anhaltende. An Frau Maria, seinem Weibe, fand er eine theilnehmende Gefährtin, an ihr aber auch die starke Seele, die ihm über den Gram hinaushalf, indem sie ihm den Weg in die Zukunft zeigte, einen Weg, der von Kampf und Schwertschlag weitab führte.

Noch ehe es dem jungen Paare vergönnt war, in ungetrübtem Frieden die heimathliche Scholle zu bebauen, sollte es aus der ferne Zeuge eines Sturmes sein, der die stolzeste Eiche des Ordens fällte und den Grund aufwühlte, in dem der einst so feste Bau rettungslos versank.

\* \* \*

Bald genug und mit tödtlicher Sicherheit, zog das Unwetter herauf. Heinrich hatte die zahlreichen Mitglieder des Eidechsenbundes, die außer den Verurtheilten in die Verschwörung verwickelt waren, geschont, weil es seinem staatsmännischen Sinne bedenklicher schien, gegen so viele Personen von Rang und Macht nach der ganzen Strenge des Gesetzes zu verfahren.

Allein auch diese hochherzige Handlung vermochte den Grimm und Haß seiner Gegner nicht zu entwaffnen. Sie setzten ihre heimliche Verbindung in der Stille fort und wurden darin von König Wladislaus kräftig unterstützt, der zwar das Lösegeld vollzählig empfangen hatte, aber dennoch nur auf einen Vorwand lauerte, um den Krieg gegen den Orden von Neuem zu beginnen. Während er den landesflüchtigen Verbrechern unter seinem Schutz in Polen Aufnahme gewährte, ließ sein Vetter Witold, dem Orden zum Hohn, auf dessen eigenem Gebiet durch seine Eittauer eine Trutzburg erbauen.

Mit einem unerhörten Aufwand von Umsicht und Selbstbeherrschung hatte der Hochmeister bisher Alles gethan, um dem Lande den inneren und äußeren Frieden zu erhalten. Als er endlich nur zu klar erkannte, daß die feindlichen Gegner es auf die gänzliche Vernichtung der Ordensherrschaft abgesehen hatten, da war er entschlossen, nur mit dem Schwerte in der Hand zu erliegen.

Mit trauerndem Herzen aber dem ehernen Gebot der Nothwendigkeit gehorchend, begann auch Heinrich für den Krieg zu rüsten. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Anordnungen, die er traf, in den Ordenslanden, die sich kaum von den Leiden und Lasten des letzten Krieges erholt hatten, Schrecken und Bestürzung erregten. Seinem offenen Auge entging das Alles nicht. Er mußte beobachten, wie die unzufriedenen Glieder des Ordens die entstehende Gährung benützten, um auf den Sturz des Hochmeisters hinzuarbeiten; ja selbst unter seinen eigenen Augen gab es Pflichtvergessene, die seine Befehle nur lässig vollzogen, ihm wohl gar frech den Gehorsam verweigerten.

Fortan hielt der sonst so starke Mann es für unrätlich, die schwere Sorge um das Heil des Ordensstaates allein zu tragen. Er berief vielmehr auf den 11. Oktober des Jahres 1413 ein großes Ordenskapitel, das auf der Marienburg tagen sollte, um über die Lage des Landes Rath zu pflegen. Noch ahnte er nicht, daß sich auf sein Haupt der Groll der Mehrzahl entladen sollte.

Die meisten Gebietiger kamen voll unfreundlichen Sinnes und verrätherischer Gedanken. Sie zeigten diese so unverhohlen, daß der Hochmeister, erstaunt und tief gekränkt, es vorzog, sich von den Beratungen der Kapitelsherren fernzuhalten. Unmutig und sorgenvoll verweilte er auf seiner von Wachen umgebenen Hochburg, während im Ordenshause die Komture und Ritter Anklagen über Anklagen gegen ihn erhoben. Sie gaben ihm Schuld, daß er durch sein eigenmächtiges Verfahren ihre Rechte verletze, daß er mit Gut und Blut der Untergebenen ein schönes Spiel treibe und durch seine Kriegspläne das Land in's Verderben stürze. Sein Hauptgegner, der Ordensmarschall Küchenmeister von Sternberg, führte den Vorsitz. Dieser trug selbst nach der Hochmeisterwürde Verlangen und erreichte auch jetzt, daß auf seinen Antrag in feierlicher Sitzung die Absetzung Heinrichs von Plauen ausgesprochen wurde.

Nun galt es, dem Manne, der so schmählischen Andank erfahren, den Beschluß des Kapitels zu überbringen. Die obersten Gebietiger, an ihrer Spitze der Ordensmarschall, machten sich auf den Weg und begaben sich in das Haupthaus hinüber. Dort saß Heinrich inmitten der kleinen Zahl der Treugebliebenen,

unter denen Adalbert sich dem Hochmeister am nächsten befand. Die Aufforderung, sich an ihre Spitze zu stellen und das Kapitel mittelst Waffengewalt zu sprengen, wurde in dem engen Kreise mehr als einmal laut; aber Heinrich wies jede Gewaltthat weit von sich.

„Weichen will ich der Gewalt,“ — so sprach er, — „wenn es sein muß! Aber durch Gewalt eine Würde behaupten zu wollen, die mir mißgönnt wird, das sei ferne von mir!“

Da trat die Abordnung der Gebietiger ein. Es kostete den Marschall einige Mühe, die finsternen, forschenden Blicke Heinrichs auszuhalten, und stockend entrangten sich zuerst die Worte seinem Munde. Aber als Küchmeister von Sternberg nun begann die Anschuldigungen der Ritterschaft aufzuzählen, da unterbrach ihn Heinrich mit dem gebieterischen Zuruf:

„Schweige! — Du, der Du nur durch mein Vertrauen Ordensmarschall geworden bist, — was meinst Du wohl, daß es mich kosten würde, Deinen Trotz zu brechen, wie ich einst den Trotz der Bürger von Marienburg brach, um statt des verheißenen Fluches ihren Dank zu ernten?! — Du sagst, ich habe den Frieden nur um eine große Summe Geldes erkaufen können und es dem Lande überlassen, sie aufzutreiben! — Weißt Du nicht, daß jener Ulrich, den ihr in Eurer Verblendung zum Hochmeister machtet, die ungeheure Schuld auf Euch und mich geladen hat? — Als er die Schlacht bei Tannenberg verlor und fünfzehntausend deutsche Männer in der Gewalt des Polenkönigs ließ, da verpfändete er, ohne es zu ahnen, Eure und meine Ehre, die wir nicht mit Blut, sondern mit Geld und Geldeswert einlösen mußten! — — Du sagst, ich habe die Rechte der Ordensbrüder verletzt! — Weißt Du nicht, daß Du und Deinesgleichen mich zwangen, Euch mit eiserner Faust an Euer feierliches Gelübde und Eure Pflichten als Ritter des schwarzen Kreuzes im weißen Felde zu mahnen und stets auf's Neue zu mahnen? — — Du sagst, ich stürze durch meine Rüstungen das Land in's Verderben! — Weißt Du nicht, daß Eure Habgier und Tücke, daß der Zwiespalt, dessen Urheber Ihr seid, den Polenkönig zum neuen Angriff reizen? Vor Jahren, als mir im Remter dieser Burg die Hochmeisterwürde ungesucht dargeboten wurde, da bat ich Euch, mir freundliche Mahner zu sein, wenn

mein Fuß einmal die rechten Pfade verfehlen sollte. Aber nicht als Mahner, sondern als Aufwiegler seid Ihr gekommen, — nicht als treue Söhne des Ordens, sondern als ruchlose Verderber seines Glanzes und seiner Macht, — nicht als deutsch-fühlende und handelnde Männer, sondern als Mantelträger des Königs von Polen! — Geht, mir eckelt vor Euch und Eurem Thun! — Hier ist mein Insignel, — hier liegen die Schlüssel der Marienburg. Und wenn Hunderte von Euch mich auch verdammen möchten, — ich weiß, daß ich beide, Siegel und Schlüssel, treu verwaltet habe! — Nun aber laßt mir den Weg frei! Ich sehne mich nach reineren Lüften, als sie hier wehen. Kommt, meine Freunde!“

Wohl erhob sich lautes Murren bei den vernichtenden Worten des furchtlosen, seines Wertes bewußten Mannes; aber Niemand wagte ihm den Weg zu verlegen. Schweigend, die Hand am Schwertgriff, folgten ihm die Wenigen, die auch jetzt noch treu zu ihm hielten. Er ließ sie gewähren, bis sie am äußersten Thore des Wallganges standen. Dort forderte er sie auf, zu ihren Diensten und Pflichten zurückzukehren und verbot ihnen, ihr Loos mit dem seinen zu verketten. Nur Udalbert durfte bei ihm weilen.

Unter Thränen schieden die Zurückgewiesenen von dem Manne, der ihnen ein unerreichbares Beispiel von Thatkraft, Weisheit und Gerechtigkeit gewesen und dennoch einem feindseligen Geschick zum Opfer gefallen war. Er aber sprach zu Udalbert, die Hand dieses Treuesten der Treuen ergreifend: „Wohin nun, mein Sohn?“

Da faßte Hohenstein sich ein Herz und mit Wärme antwortete er: „Wenn sie Euch hier verstoßen, laßt es Euch nicht bekümmern! Ich weiß ein Haus, wo man den Verkannten und Vertriebenen mit offenen Armen aufnehmen wird.“

„Und wo stände das?“

„In Kulm, wo Johann von Kenys wohnt!“

„Johann von Kenys, dessen Bruder —“

Der Hochmeister vollendete nicht, Udalbert aber entgegnete ihm: „Johann von Kenys ist in Treuen befunden. Zu ihm laßt uns ohne Bangen ziehen. Er und seine Hausfrau, meine geliebte Schwester, ehren und lieben Euch, wie ich; Frau Waltraut, meine Mutter, wird stolz darauf sein, Euch ein Obdach anbieten zu dürfen,

bis Ihr in vermehrter Macht und Herrlichkeit wieder auf die Marienburg zieht!"

„Du hegst kühne Hoffnungen, die ich nicht theilen kann. Doch ich will Dir folgen! Laß uns sehen, ob wir in Kulm im Hause Johannis die Treue finden, die uns hier versagt wird!“

So schritten die Beiden, schmerz erfüllt, doch aufrechten Hauptes, an den erstaunt dreinschauenden Söldnern vorüber. Am Ufer der Nogat gewannen sie einen Fischer, der sich willig zeigte, sie an Bord seines Nachens ungeschädigt nach Kulm zu fahren, das sie innerhalb weniger Tage glücklich erreichten.

Als sie dort in das Haus Johannis traten, bot sich ihnen ein lieblicher Anblick. Frau Maria war zu Beginn des Sommers eines Sohnes genesen. Nun saß sie mit dem Gemahl und der Mutter im traulichen Gemach neben der Wiege ihres Knäbleins. Den zappelnden Kleinen hielt Johann in seinen Armen und herzte ihn so innig, daß die junge Mutter Einspruch zu erheben begann. Sie alle hatten in ihrem Glück die Schritte der Nahenden nicht vernommen; um so größer war ihr Erstaunen, als Adalbert mit Heinrich plötzlich in der Thür erschien.

Mit lautem Freudenruf eilte Johann auf den Freund und Schwager zu und auch Maria und Frau Waltraut waren so voll Freuden, daß sie einen Augenblick lang die Gegenwart des Hochmeisters übersahen.

Mit wehmüthigem Gefühl war Heinrich dem Eingang nahe geblieben; er glaubte sich nicht berechtigt, in den Freudeklang des Wiedersehens das eigene Leid hineintönen zu lassen. Nun aber trat Johann ihm entgegen, bedankte sich für die hohe Ehre, die der Hochmeister seinem schlichten Hause erweise, und hieß den hohen Gast mit herzlichem Worten willkommen.

Allein ihm wehrte Heinrich, indem er sprach:

„Ich danke Euch, Johann von Renys! Doch bevor ich Eure Gastfreundschaft annehmen darf, sollt Ihr wissen, daß Euch nicht mehr der hochgebietende Meister des Ordens gegenübersteht, sondern ein vom Orden Ausgestoßener, ein Mann ohne Besitz und Land, vorgestern noch ein König, heute ein Bettler!“



So schritten die Beiden, schmerzerfüllt, doch aufrechten Hauptes, an den erstaunt dreinschauenden Söldnern vorüber.

Johann glaubte seinen Ohren kaum trauen zu dürfen; er konnte den tiefen Fall, den raschen Wechsel nicht fassen. Aber nur umso herzlicher klang seine Erwiderung:

„O, so seid mir und meinem Weibe doppelt herzlich willkommen! Was auch geschehen sein mag, — mir seid Ihr der Ritter der Marienburg, der weise und gerechte Herrscher! Stets galt es mir als höchstes Gebot, den Unterdrückten beizustehen; wie könnte ich Euch meinen Schutz und unsere Liebe versagen!“

„Ich wußte es wohl!“ rief Adalbert.

Heinrich von Plauen nickte gerührt und fuhr fort:

„Ich habe Euch erproben dürfen in Kampf und Leid. Wären Alle wie Ihr und Adalbert gewesen, — es stünde besser um den deutschen Orden und seine Zukunft!“

Dann trat er zu Frau Maria, begrüßte sie und sprach:

„Euer tapferer Gatte bietet mir Gastfreundschaft; darf ich hoffen, Euch selbst, edle Frau, nicht beschwerlich zu fallen?“

Mit lieblichem Erröthen antwortete die Angeredete:

„Wer meinem Gatten theuer ist, ist es mir nicht minder; möchtet Ihr gern und lange Zeit bei uns fürlieb nehmen!“

Aehnlich lautete die Begrüßung aus dem Munde Frau Waltrauts, die sich jedoch nicht enthalten konnte, über die Vorgänge auf der Marienburg einige Fragen an den Gast und ihrem Sohn zu stellen. Heinrich gab ihr nur hin und wieder Bescheid; ihn schmerzte es zu tief, die alten Wunden aufzureißen; er überließ es Adalbert, die theilnahmsvolle Wißbegierde seiner Mutter zu befriedigen.

Als aber der Kleine, der inzwischen in der Wiege seinen Platz gefunden hatte, zu schreien anfing, beugte sich Heinrich über ihn, hob ihn mit den Händen hoch empor und sprach:

„Weinen auch die Unmündigen über die Noth der Zeit? — Geduld mein holder Knabe, Geduld! Noch ist das Maaß nicht erfüllt und Kämpfe und Drangsale stehen auch den Besten bevor! Dir aber, Du verheißungsvoller Keim der Zukunft, Dir, Du blühender Sproß eines edlen Elternpaares, Heil und Segen auf all' Deine Pfad! Werde wie Dein Vater und Dein Oheim, stark und tief, wahrhaft, ehrlich und treu, treu bis in Noth und Tod!“





„Weinen auch die Unmündigen über die Noth der Zeit!“

Wenn unsere Jugend einst diesen Männern gleicht, dann kann deutsche Art und Sitte nicht zu Schanden werden, dann wird die Sonne, die jetzt in Nacht versinken will, wieder strahlend und hehr und sieghaft über die deutschen Gauen und das deutsche Volk scheinen!“

\* \* \*

## XII.

Auf der Marienburg glaubten die Widersacher Heinrichs ein großes Werk errichtet zu haben, als sie den gefürchteten Hochmeister so leichten Kaufes auf seine Würde verzichteten und von himmen ziehen sahen. Sie waren auf stolzen Widerstand gefaßt gewesen und wunderten sich nun selbst, daß Heinrich ihrem feindlichen Ansinnen keine Gewalt, sondern nur trotzige Verachtung entgegengesetzt hatte. Zwar gab es unter den Comthuren und Rittern mehr als einen, der Argwohn gegen den gewesenen Hochmeister hegte und warnend der Vermuthung Ausdruck gab, der Verstoßene werde seine Anhänger im Geheimen zu blutiger Vergeltung an dem Orden anstiften. Aber die große Mehrzahl fürchtete diese Möglichkeit nicht.

Heinrich selbst weilte noch im Hause Johannis zu Kulm. Er bedurfte geraumer Zeit, um von den Wunden, die seinem Herzen die eigenen Ordensbrüder geschlagen hatten, zu genesen und sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß die ganze Sorge und Arbeit seiner letzten Jahre, das Hoffen der vorhergehenden, mit einem jähen Schlage vernichtet sein sollte. Aber als er endlich seine alte Fassung wieder gewonnen, da regte sich in ihm auch das Verlangen, sich zu rechtfertigen, nicht nur vor dem Orden, sondern vor der gesammten Christenheit, deren Blicke mit Theilnahme auf das Schicksal des Ordens und vor Allem seines Hochmeisters gerichtet waren.

Allmählich ließ Heinrich nicht nur dem Zuspruch Johannis und Adalberts Gehör, — nein, er empfing auch Diejenigen, die sich aus alter Anhänglichkeit oder aus Entrüstung über die Thaten seines Nachfolgers an den seines Amtes Entsetzten wandten und erst seine Meinung, dann seinen Rath und insgeheim auch wohl seine Hilfe erbat.

Denn der neue Höchstgebietende, Kuchmeister von Sternberg, herrschte nicht nur planloser und willkürlicher als Heinrichs Vorgänger, sondern trug auch kein Bedenken, die Ehre und den Ruf Heinrichs mit Füßen zu treten. Offen stellte er sich auf die Seite der schlimmsten Feinde des Letzteren, indem er anordnete, daß Georg von Wiersberg und die geächteten Häupter des Eidechsenbundes vor einem aus Ordensrittern neu gebildeten Gerichtshof erscheinen sollten, um sich

von den wider sie erhobenen Anklagen, die doch klar genug bewiesen waren, zu reinigen.

Die Nachricht erregte im Ordenslande allgemeines Aufsehen, besonders aber in Kulm, das ja die eigentliche Heimat der Herren vom Eidechsenbunde war. Wenn die Angehörigen der Geächteten eine begreifliche Freude empfanden, so herrschte im Hause Johanns um so größere Entrüstung. Das Vorhaben Küchmeisters von Sternberg lief geradezu darauf hinaus, das Andenken an Heinrich von Plauen und seine Regierungszeit schmähdlich zu verunglimpfen, seinem Selbstgefühl einen tödtlichen Streich zu versetzen. So faßte auch Heinrich die Sache auf und deshalb erklärte er den Freunden, die auf kürzere oder längere Zeit seine Nähe suchten, daß er entschlossen sei, auf dem Gerichtstage zu erscheinen und dort seine Stimme erschallen zu lassen, falls Jemand wagen sollte, seiner Ehre zu nahe zu treten.

Gleich ihm selbst waren Johann und Adalbert gesonnen. Der Letztere hatte als Ordensritter ungehinderten Zutritt zu den Verhandlungen und so ritten die drei, nachdem sie von den beiden Frauen Abschied genommen hatten, nach Graudenz, wo zum zweiten Mal Recht gesprochen, oder vielmehr das zu Recht bestehende Urtheil umgestoßen werden sollte.

Es war ein Maientag des Jahres 1414. In Duft und Blüthenschmuck standen Felder und Auen, aber keine Lenzgefühle wohnten in den Herzen der Männer, die gepanzert und bewaffnet zum Gerichtstage zogen. Mit mächtigem Gefolge war der Hochmeister, Küchmeister von Sternberg, zum Gerichtstage nach Graudenz herübergekommen. Derselbe Saal, in welchem Heinrich vor Zeiten Gericht gehalten hatte, diente auch dieses Mal dem gleichen Zwecke. Aber auf dem Stuhle, dem Heinrich vormals zu hoher Zier gereicht hatte, saß jetzt ein Anderer; und nicht als Gebietiger, sondern als ein Mann, der sich gegen schwere Verleumdungen zu verwehren hatte, betrat der gestürzte Hochmeister den ihm wohlbekanntten Raum. Lang war dem Tiefgekränkten der Bart gewachsen und sein Haupt ergraute seit er die Marienburg gemieden. So konnte es geschehen, daß er bei seinem Erscheinen in dem nur mäßig hellen Saal nicht sofort erkannt wurde und dies um so weniger,

als er sich mit Johann und Adalbert unter die Schaar des Volkes von Graudenz mischte, das vor den Schranken mit neugierigen Blicken und geschwätzigen Zungen der kommenden Dinge harrete.

Rasch füllte sich der Saal; die zu Richtern Berufenen begaben sich an ihre Plätze und der gewaltthätige Hochmeister, Küchmeister von Sternberg erhob sich finster und eröffnete die Verhandlungen mit einer Anrede an die versammelten Ritter, in welcher er diesen auseinandersetzte, daß sie bestellt seien, das Urtheil, das Andere vor ihnen an diesem Orte und über dieselben Beklagten gefällt hätten, zu prüfen, und, wenn es sich als ungerecht erweisen sollte, zu verwerfen. Ihm selbst, so fügte der Hochmeister hinzu, erscheine die Bestrafung der Verschworenen als ein schweres Unrecht, als eine jener willkürlichen und tyrannischen Thaten, deren Häufung zum Sturz Heinrichs von Plauen geführt hätte. Wenn diese seine Meinung, wie er nicht bezweifle, von den Ordensbrüdern getheilt werde, so sei nun die Stunde gekommen, für den zu harten Spruch Milde walten zu lassen! —

Herr Heinrich fühlte, wie ihm das Roth der Scham und des Zorns über die gleichnerischen Worte seines würdelosen Nachfolgers in die Wangen stieg. Allein er that seinem Herzen Gewalt an, er schwieg und bat seine beiden Begleiter ebenfalls zu schweigen, bis er selbst den Augenblick zum Reden für gekommen hielt. Er war sich bewußt, daß der Gerichtshof nach den einleitenden Worten des Hochmeisters vorausichtlich die Freisprechung der Angeklagten und die Wiedereinsetzung in ihre Güter und Rechte beschließen würde. Seine eigene Stimme konnte und sollte daran nichts ändern; nur verwahren wollte er sich, wenn der Mund Sternbergs neue Kränkungen und Schmähungen auf das Haupt eines Wehrlosen häufen sollte.

Als der Hochmeister geendet hatte, wurden Georg von Wiersberg und die Gerichteten, die unter der Zusage freien Geleites erschienen waren, in den Saal geführt, unter ihnen Friedrich und Nikolaus von Kynthenau. Sie alle blickten mit einer Zuversicht um sich, die sagen zu wollen schien: „Seht, wir kommen als freigesprochene zurück! Was hier auf uns wartet, ist nur ein leeres Possenspiel; um einen Größeren vollends zu vernichten, gibt man uns Ehre und guten Namen, Güter und Würden zurück!“ —

Die Tagung begann damit, daß ein jüngerer Ordensritter den früheren Urtheilsspruch verlas nebst den Gründen, welche den gegenwärtigen Hochmeister und das Kapitel bewogen hatten, in eine neue Prüfung der Schuldfrage einzutreten. Was auch vorgekommen sei, — der Gerichtshof erachte das Vergehen eines Jeden durch die vorübergehende Achtung gesühnt und sei Willens, den ihrer Güter Beraubten alles Verlorene zurückzugeben, wenn sie sich von der Schuld, der man sie geziehen habe, losschwören könnten.

Das Anerbieten war zu verlockend, die Versuchung zu groß, als daß die Angeklagten hätten widerstehen können. In ihren Herzen mochten sie anders denken; aber sie schworen kalt und ruhig, was der Gerichtshof von ihnen verlangte, schworen es, obgleich ihnen vor Jahr und Tag an derselben Stätte ihre Schuld klar und unzweideutig bewiesen worden war!

Viel zu rasch für die Neugier der Zuschauer vollzog sich dieses abgekartete Possenspiel. Mit Jubelrufen wurden die nunmehr freigesprochenen von ihren Angehörigen und Freunden umringt. Georg von Wiersberg aber wandte sich hochgerötheten Angesichts jetzt gegen den Gerichtshof:

„So seht Ihr endlich ein, daß Ihr Euch damals von dem listigen und gewaltthätigen Manne, der das Hochmeisteramt zu Unrecht inne hatte, betrügen ließe! — Er mußte halb freiwillig, halb gezwungen in das Dunkel zurückkehren, daraus er hervorgegangen; wahrlich es war nicht mehr als billig, daß Ihr mir meine Freiheit wiedergabt. Sein Glück war mein Verderben; laßt sein Verderben jetzt mein Glück sein! Lange genug mußte ich im Verließ schmachten; ich sehne mich nach Luft und Freiheit, ich sehne mich nach Rache an Heinrich von Plauen!“

Bisher hatte der frühere Hochmeister in qualvollem Ringen mit sich, geschwiegen; nun aber trat er dicht an die Schranken des Gerichtshofes. Erstaunt wichen die Umstehenden auseinander und die Richter sahen erschrocken auf den einst Gefürchteten. Haupt und Stimme erhebend, rief Heinrich so laut, daß seine Worte bis in die fernsten Ecken des Saales wiederhallten:

„Du forderst Rache an Heinrich von Plauen! Hier steht er, ein tiefgekränkter Mann, der trotz allen Undankes, womit der

Orden ihn lohnte, nicht an Deiner Stelle sein möchte, noch an Eurer, Ihr Meineidigen, noch an Eurer, Ihr irregeleiteten Richter!"

Ein gewaltiger Tumult erhob sich im Saale bei diesen kühnen Worten. Die Richter sprangen von ihren Sitzen auf, die freigesprochenen wandten sich mit finsternen Mienen und wilden Ausrufen Heinrich zu. Am wildesten aber geberdete sich Georg von Wiersberg, der drohend rief: „Eine Waffe gebt mir, eine Waffe, daß ich dem Verwegenen den Mund stopfe!"

Aber vor Heinrich stellten sich, ihn zu schützen bereit, Johann und Adalbert, und um diese scharten sich wackere Männer, die auch in seinem Niedergange dem Ketter der Marienburg treu geblieben waren. Wenn ihre Zahl auch die der anderen Ritter und Bewaffneten nicht annähernd erreichte, so erschien sie doch stark genug, um dem von Georg von Wiersberg so frevelhaft Bedrängten Schutz zu leihen.

Da herrschte Küchmeister von Sternberg, der, kochend vor Wuth und bleich vor Schrecken von seinem Sitz aufgesprungen und an die Gerichtstafel geeilt war, Herrn Heinrich heftig an: er solle sich sofort aus dem Saal und den Mauern von Braudenz entfernen, wenn er nicht gewärtigen wolle, als ein Feind des Ordens betrachtet und gefangen genommen zu werden.

Aber diese Drohung schreckte den furchtlosen Hochmeister nicht; sie erschien ihm vielmehr wie eine Aufforderung, mit seinem unwürdigen Nachfolger im Angesicht der Versammelten gründlich abzurechnen. Und so entgegnete Heinrich mit wachsender Erregung:

„Nicht durch Deinen Willen, Küchmeister, stehe ich hier, sondern Kraft meines eigenen Entschlusses, — und nicht auf Dein Gebot werde ich diesen Saal verlassen, sondern erst dann, wenn ich gesprochen, was ich zu sagen habe. Eines aber vernimm Du, vernehmt Ihr Alle, die Ihr Euch durch die glatten Reden dieses Mannes betören ließt: Nicht ich habe mit Willkür und Tyrannei die Geschicke des Ordens geleitet; ich habe ihn nach wohlwogenen Grundsätzen aus seinem Niedergang zu neuen Höhen emporzuheben getrachtet. Keim und ehrlich war mein Wollen und mein Handeln und würde uns dem ersehnten Ziel entgegengeführt haben, wenn sich Männer um mich geschaart hätten, die der gleiche Geist erfüllte. Wohl gab es Wackere, die

mir beistanden, aber ihre Zahl war zu gering. Sie unterlagen der Menge Jener, die da wäñnen, der Ordensmantel sei ein Kleid, unter welchem Herrschucht, Habgier und alle gemeinen Laster straflos bei einander wohnen könnten.“

Immer wilder ward die Erregung. Die Ritter wollten Heinrich am Weitersprechen hindern, aber das Gemurmeln übertönend, fuhr er fort:

„Ihr habt die Probe gemacht, habt mich verstossen und seid dem neuen Hochmeister gefolgt, der Euch statt zur Umkehr zu der Gerechtigkeit, zu Lüge und Verleumdung führt. Zu Macht und Herrlichkeit, wie nur je zuvor, wollte ich den Orden wieder erheben; ein Vorkämpfer deutscher Art und Sitte, ein Bollwerk wider die Zuchtlosen und Heiden sollte er werden, wie er es früher gewesen. Schon sah ich die Besten der Völker deutschen Stammes, Könige und freie Männer, wieder vertrauensvoll und bereit uns nahen, das Kreuz des Ordens auf sich zu nehmen. Unter dem Schutz der Waffen gedachte ich, ein Reich des Friedens zu gründen, ein Land voll fester Burgen und blühender Städte. Das räuberische Gesindel zertrat ich, unbehelligt sollte der Krämer wieder seine Straße ziehen, der Landmann seinen Pflug, der Hirt seine Herden führen. Kirchen wollte ich bauen zum Lobe des Höchsten, Schulen zur Pflege und Belehrung der Jugend und des Volkes! — Ihr aber dachtet nur an Euch! Was habt Ihr aus dem Orden gemacht, seit Ihr meiner Hand den Herrscherstab entrißten? Nur Ungerechtigkeit, Neid und Zwietracht regieren den Orden! Weh' über Euch und wehe über den Orden! Euch sage ich es und Allen, die mich hören wollen: Ihr stürmt dem Abgrund entgegen und ich sehe die Kluft schon gähnen, in der unser Orden rettungslos versinken muß!“

Heinrich trat erschöpft zurück. Drohendes Murren erhob sich; heftige Entgegnungen und offene Verwünschungen antworteten ihm nun in immer wilderer Erregung. Heinrich stand umscharrt von seinen Freunden. Als einige der freigesprochenen ihre Hände wider ihn erhoben, trat Johann ihnen entgegen und rief ihnen in mühsam errungener Gehaltenheit zu:

„Achtung den Worten des besten Mannes, der jemals den Ordensmantel trug! — Ihr habt geduldet, daß seine Ehre hier

von Verräthern angegriffen wurde, so duldet jetzt auch, daß er sich gegen Verrath und Verleumdung verteidige!"

„Duldet es nicht!“ entgegnete wuthschraubend Georg von Wiersberg. „Und hört auch nicht auf diesen, den Abtrünnigen, der sich Johann von Kenys nennt und ein Bruder jenes Nikolaus von Kenys ist, dem Heinrich von Plauen den Kopf vor die Füße legen ließ!“

Sternberg stand noch immer zornbleich im Kreise der Seinigen.

Die gehässigen Worte entfesselten im Herzen Johans einen Sturm, den keine Macht mehr zu dämpfen vermochte. Mit starker Hand riß er die Schranken nieder, die ihn von seinem Schmäher trennten, und stürzte auf Georg von Wiersberg zu. Wüthend ergriff er den Comthur an der Brust und ihn hin und her schüttelnd, schleuderte er ihm die Entgegnung ins Gesicht:

„Ehrloser Schurke! Wie darfst Du den Namen meines armen Bruders nennen, der den Irrthum seines Lebens mit dem Leben gebüßt hat! — Wie könntest Du mein Thun begreifen! Dank Deinem Schöpfer, daß an Deinem Gürtel kein Schwert hängt, sonst solltest Du die Schärfe des meinen an Deinem Haupte spüren!“

Er sollte nicht weiter reden! Eine Anzahl Ordensritter drängte sich zwischen ihn und Wiersberg; der Hochmeister aber hatte sich wieder gefunden und rief:

„Entwaffnet ihn, der den Frieden dieses Gerichtstages zuerst gebrochen hat. Treibt ihn und die andern Frevler aus dem Saal hinaus!“

Schon drangen Bewaffnete auf Johann ein. Als sie den Freund in Gefahr sahen, zogen Heinrich und Adalbert rasch ihre Schwerter und riefen Johann zu, ein Gleiches zu thun.

Allein schon drängten neue Schaaren Bewaffneter hinzu. Georg von Wiersberg hatte sich sein Schwert herbeiholen lassen und mit drei andern Ordensrittern drang er jetzt auf Johann ein. Umsonst suchten Heinrich und Adalbert den Freund zu schirmen, umsonst mahnte Friedrich von Kynthenau zum Frieden. Den ersten und zweiten Ungreifer schlug Johann mit blutigem Schädel zurück; als er sich gegen den Dritten wandte, traf ihn die Klinge Georgs von Wiersberg und tödtlich getroffen sank der Edle mit einem schmerzlichen Seufzer in die Arme Adalberts.



Der plötzliche Fall des Tapferen brachte die Streitenden zur Besinnung. Der Hochmeister selbst mahnte jetzt zum Frieden und gebot den Angehörigen des Ordens sich mit ihm aus dem Saal, der durch das vergossene Blut entweiht sei, zu entfernen.

Zögernd gehorchten die Ritter seinem Gebot; zuletzt Georg von Wiersberg und Nikolaus von Kynthenau. Außer einigen Theilnahmsvollen, die Wasser und Belebungsmittel herbeischafften, blieben nur Heinrich von Plauen und Adalbert von Hohenstein bei dem Schwergetroffenen. Auch Friedrich von Kynthenau trat zu ihnen.

Mit bebenden Händen untersuchte Adalbert die Wunde Johanns, in fliegender Eile ertheilte er seine Anordnungen. Aber zu deutlich erkannte er, daß sie doch alle vergeblich sein müßten, daß keine ärztliche Kunst das entfliehende Leben des Freundes zurückzuhalten vermochte. Jetzt streckte sich Johann mit einem letzten Blick auf die Freunde zum Sterben.

Herber Schmerz durchzitterte Adalbert, als er den geliebten Schwager in der Blüthe seiner Kraft und Jahre dahingerafft sah; er dachte an Maria und ihren kleinen Sohn und sein Auge füllte sich mit Thränen. Heinrich stand ergriffen neben ihm.

Da war ihm, als bewege Johann wieder die Lippen. Eauschend beugten sich Adalbert und Heinrich über den Sterbenden; da hörten sie, wie sich dem Munde mühsam die Worte entzogen:

„Verzeiht, wenn mein Eifer Euch Kummer bereitet! Ich dürfte nicht schweigen, wo ein Todter verunglimpft wurde. Nun folge ich meinem Bruder nach. — Lebt wohl, edler Herr! — Leb' wohl, Adalbert, Du, der mir theurer als ein Bruder war! — Grüß' mir Maria, mein trautes Weib, und meinen holden Knaben. Sei ihnen ein Schirm und Schutz! Lehre meinem Sohn die gleichen Pfade der Ehre wandeln!“

Er mußte einen Augenblick rasten; dann erhob er noch einmal die Stimme und es ging wie ein hehrer Glanz über seine Züge als er dem Freund noch einmal die Hand reichte und mühevoll hervorbrachte:

„Laß meinen Sohn seinen höchsten Ruhm darein setzen, als deutscher Mann für die deutsche Heimath und deutsche Gesittung einzustehen in guten und bösen Tagen. Bring' ihm diese Worte als den Segen seines sterbenden Vaters — lebwohl — lebwohl!“

Er machte eine Bewegung, als ob er noch etwas sagen wollte — dann neigte er das Haupt und sank entseelt zurück. — —

In einem schlichten Holzarge wurde der Leichnam Johannis nach Kulm gebracht. Heinrich von Plauen selbst geleitete den Zug, während Adalbert ihm vorausgeeilt war, um Schwester und Mutter auf das furchtbare Gesolge vorzubereiten.

Wortlos in ihrem Schmerze starrte Maria auf den engen Schrein, der all' ihr Glück umschloß; als aber in Grimm und Weh der erste Jammer überwunden war, gelobte sie sich, um ihres Sohnes willen stark zu bleiben und den Kleinen im Geiste seines edlen Vaters zu erziehen.

Aber an der offenen Gruft, die den Entseelten bald aufnahm, zog Herr Heinrich den tieferschütterten Adalbert an seine Brust und sprach zu ihm:

„Als meine Macht mir entrisen war, da lenkte ich meine Blicke auf diesen Todten und auf Dich. Ihn hat das unerbittliche Schicksal Dir und mir allzu früh geraubt; so bist Du der einzige Erbe meiner und seiner Hoffnungen. O, daß die Zeit nahe wäre, in der sie sich zu neuer Blüthe entfalten dürften!“

\* \* \*



on dieser Zeit an kam das Ansehen des Ordens immer mehr herab. Auch Herr Heinrich sollte die Zeit, die er so heiß ersehnte, nicht mehr erleben. Das lichte Vorbild, das der Orden in der Lauterkeit seiner Ritterschaft und der Fülle seiner

Macht auf der Höhe seines Wirkens einst gegeben hatte, wurde nie wieder erreicht.\*)

Einst hatte der Orden das Kreuz siegreich gegen die Heiden getragen, deutsche Kultur nach Preußen gebracht und durch seine Thaten die bewundernden Blicke der Welt auf sich gelenkt. Nun war das lebendige Bewußtsein ihrer hohen Sendung den Ordensrittern längst abhanden gekommen; Uneinigkeit und Selbstsucht hatten Zucht und gemeinsames Wirken untergraben; der Orden sank tiefer und tiefer von seiner früheren Machtstellung und seinem Ansehen herab. Endlose Kämpfe mit Polen rieben seine Macht auf. Das Land erhob sich wider den Orden und von Kaiser und Reich wurde ihm keine Hilfe. Von den Unzufriedenen gerufen, nahm 1454 Kasimir von Polen ganz Preußen in Besitz. In dreizehnjährigen Kämpfen verzehrte der Orden seine letzte Kraft. Endlich kam es zur Theilung Preußens. Westpreußen mit der Marienburg kam an Polen, Ostpreußen blieb dem Orden, dessen Hochmeister den Königen von Polen den Treueid leisten mußten. Der Ordensstaat in Ostpreußen, mit dem Ordenssitze Königsberg, führte ein würdeloses Dasein, bis er unter dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg in ein, freilich noch von Polen abhängiges, aber erbliches welt-

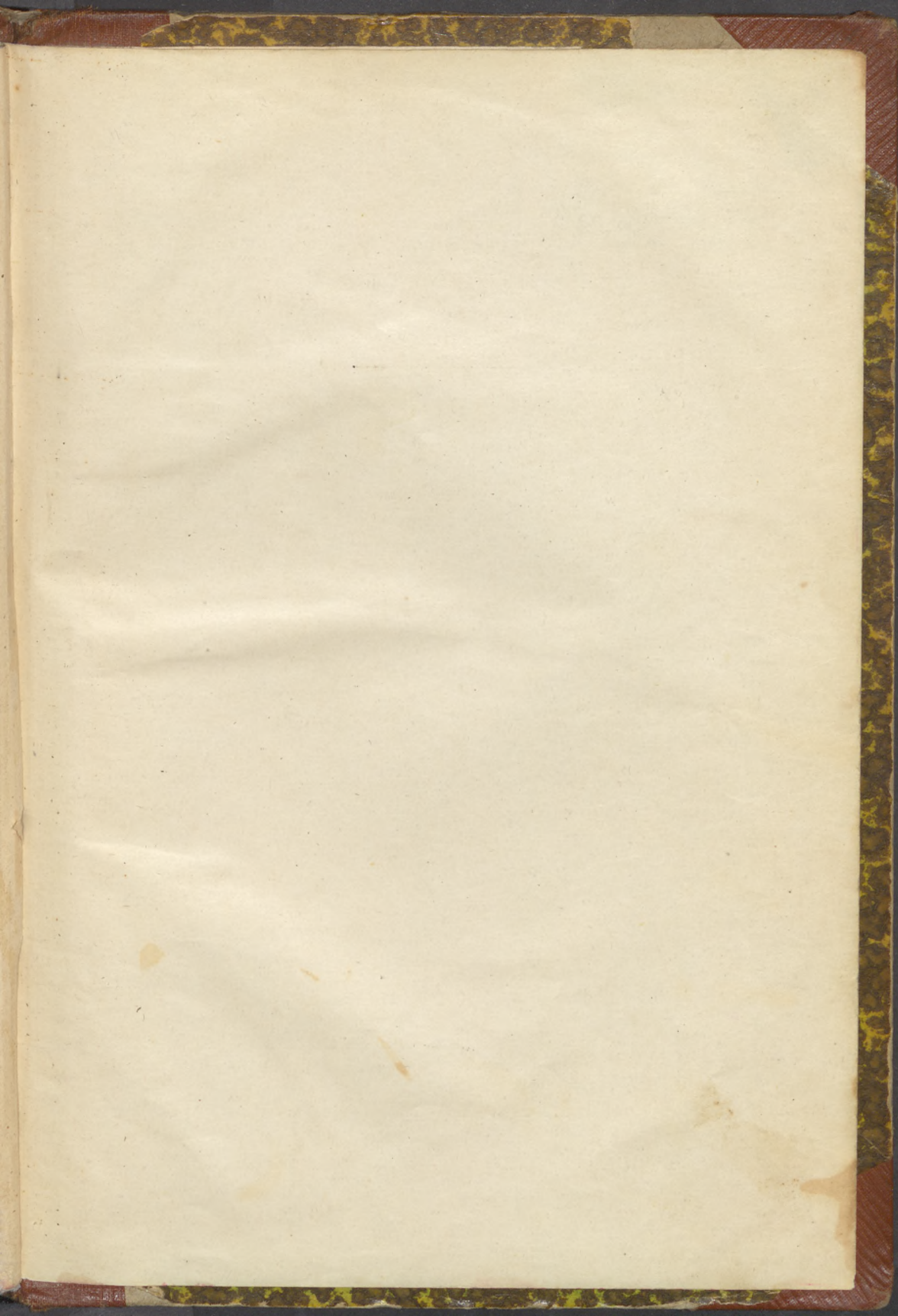
---

\*) Die weiteren Schicksale Heinrichs und des Ordens liegen außerhalb des Rahmens dieser Erzählung. Nur um die Wißbegierde meiner jungen Leser, die dem Hochmeister trenn bis hieher gefolgt sind, zu befriedigen, sei hier noch mitgetheilt, daß die Marienburg sich ihrem vertriebenen Retter noch einmal öffnen sollte, damit er den neuen Ordensgebietigern von seinem früheren Thun Rechenschaft ablege. Allein Selbstsucht und wilde Leidenschaft ließen den tiefgekränkten Mann keine Gerechtigkeit finden. Alles, was ihm bewilligt wurde, war das Amt eines Comthurs auf dem Schloßchen zu Engelsburg, wo er in Einsamkeit und stiller Sammlung lebte. Aber auch dorthin verfolgte ihn der Haß seiner Widersacher. Unter dem Vorwande, daß der Gestürzte mit den Feinden des Ordens geheime Verbindungen anstrebe, um wieder in den Besitz der Macht zu gelangen, wurde er seiner Würde entsetzt und nach Brandenburg in strenge Haft gebracht. Seine letzten Lebensjahre verlebte er unter milderer Verhältnissen in der abgelegenen Burg Kochstädt am frischen Haß. Hier endete er sein thatenreiches Leben, das einen so thatenlosen Ausgang nehmen sollte, im Jahre 1429. Seine irdische Hülle wurde in der Hochmeistergruft zu Marienburg beigelegt, wo ein Grabstein mit halb erloschener Inschrift den Ort bezeichnet, an welchem der ehrwürdige Bruder Heinrich von Plauen seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

liches Herzogthum Preußen verwandelt wurde und endlich unter dem machtvollen Scepter der Hohenzollern, Preußen, Alldeutschland gewonnen ward. Sein Niedergang gefährdete das große Werk der Befestigung deutschen Wesens in der Ostmark und gab es den Feinden des Deutschthums preis. Polen und Slaven richteten aufs Neue begehrllicher und feindseliger und zur Zeit drohender als lange ihre Blicke gegen den Bestand des Deutschen Reiches; doppelte Wachsamkeit ist von Nöthen, damit es uns nicht ergehe, wie dem eng befreundeten Nachbarreiche, dessen deutsche Bürger jetzt von der Fluth slavischer Volksstämme zurückgedrängt, ihrer Stellung im Staate beraubt werden, der dem Deutschthum allein seine Kulturgröße verdankt.

Um das Banner des Deutschen Reiches schaaren sich in der Erkenntniß der drohenden Gefahren für das Deutschthum unsere besten Männer. Für Deutschlands Größe, Macht und Herrlichkeit schlagen die feurigen Herzen der Jugend. Sie ist die Erbin des Besitzstandes, um den ihre Väter gekämpft, und den sie mit ihrem Blut, Einheit und Macht endlich errungen haben. Unsere Jugend aber wird ihn zu schützen und zu bewahren wissen, wenn sie einst zu Männern erwuchs und ihn hochhalten nun und immerdar, bis in die fernsten Zeiten! Das walte Gott!





Biblioteka Główna UMK



300020812916

